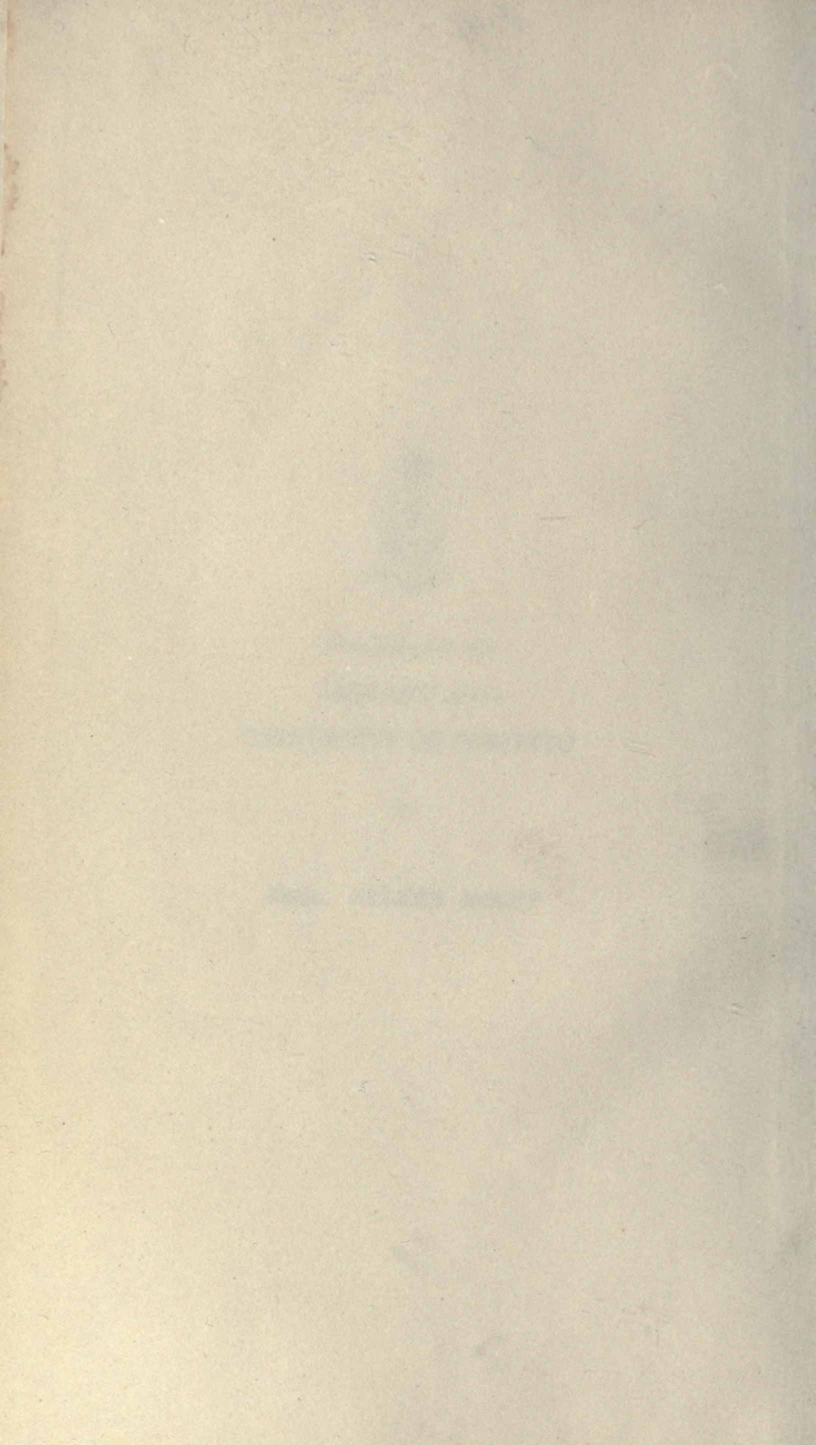




BOCCACCIO · DER DECAMERONE

FÜNFTER BAND

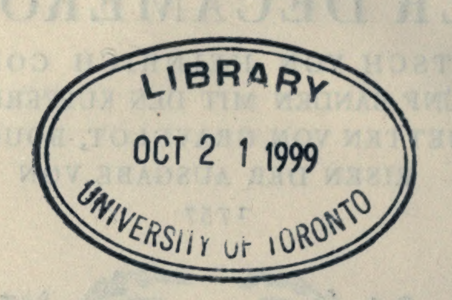
GIOVANNI BOCCACCIO
DER DECAMERONE

DEUTSCH VON HEINRICH CONRAD
IN FÜNF BÄNDEN MIT DEN KUPFERN UND
VIGNETTEN VON GRAVELOT, BOUCHER,
EISEN DER AUSGABE VON
1757



FÜNFTER BAND

MÜNCHEN UND LEIPZIG
BEI GEORG MÜLLER UND HANS VON WEBER


LIBRARY
OCT 2 1 1999
UNIVERSITY OF TORONTO

ES SCHLIESST

DES DECAMERON

ACHTER TAG, UND ES BEGINNT

DER NEUNTE,

AN WELCHEM

UNTER EMILIAS REGIMENT

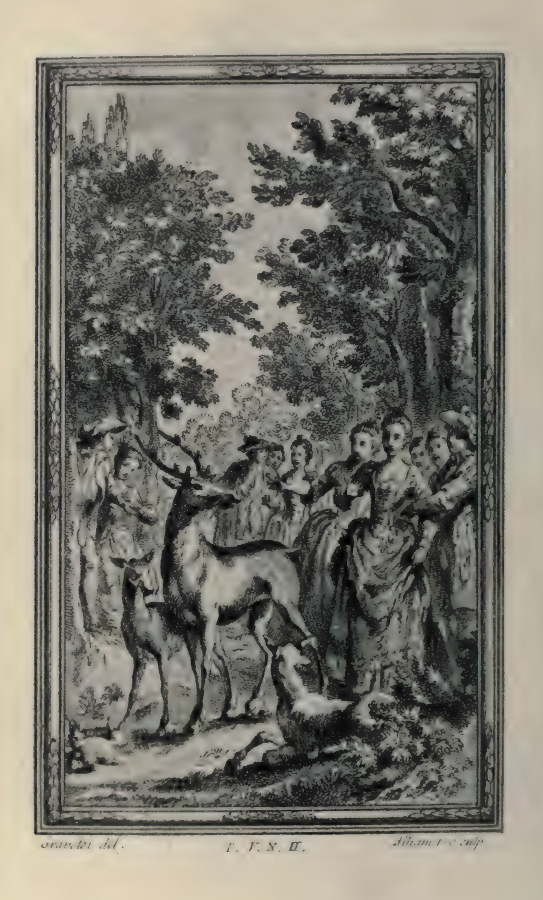
JEDER VORTRÄGT,

WAS IHM GEFÄLLT,

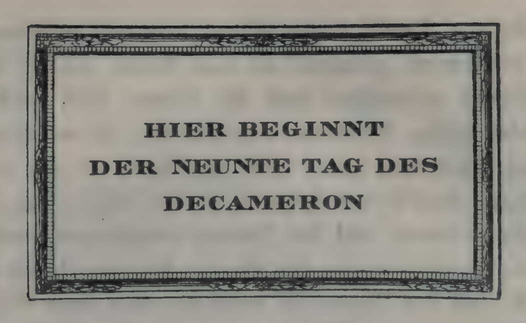
UND VON DEM ERZÄHLT,

WAS IHM ZUMEIST BEHAGT.





T. V. N. II.



HIER BEGINNT DER NEUNTE TAG DES DECAMERON

Das Licht, vor dessen Glanz die Nacht entflieht, hatte bereits zum achten Male den Himmel aus der dunklen Bläue in Helle verwandelt, und auf den Wiesen fingen die Blümchen an, sich emporzurichten, als Emilia aufstand und ihre Gefährtinnen und ebenso die jungen Männer rufen ließ.

Als diese erschienen, folgten sie den langsamen Schritten der Königin und begaben sich so zu einem kleinen Wäldchen, nicht weit von dem Schlosse. Als sie hier eintraten, sahen sie verschiedene Tiere, Rehe, Hirsche und andere, jetzt bei der drohenden Pestilenz vor dem Jäger sicher, ihrer nicht anders warten, als wenn sie aller Furcht ledig und zahm geworden wären. Bald diesem, bald jenem Tier sich nähernd, als wollten sie es ergreifen, brachten sie die Tiere zum Laufen und Springen und vergnügten sich damit einige Zeit hindurch.

Als die Sonne jedoch höher stieg, dünkte es allen Zeit, nach Hause zurückzukehren. Jeder war mit Eichenlaub bekränzt und hatte die Hände mit wohlriechenden Kräutern oder Blumen gefüllt, und wer sie so angetroffen, hätte nicht anders sagen können, als daß sie dem Tode entweder unbesieglich trotzten oder doch heiter und froh von ihm ereilt werden würden. So

Schritt vor Schritt lustwandelnd, singend, schwatzend und schäkernd, gelangten sie zum Palast, wo sie alles gebührend angeordnet und die Diener froh und in Freuden trafen. Nachdem man sich hier ein wenig ausgeruht, ging man nicht eher zur Tafel, als bis sechs Gesänge, einer immer heiterer als der andere, von den jungen Männern und den Damen vorgetragen worden waren. Danach wurde das Wasser für die Hände gereicht, und der Seneschall setzte sie nach dem Willen der Königin um den Tisch, wo man, nachdem die Speisen aufgetragen waren, fröhlich zur Mahlzeit schritt.

Von dieser aufgestanden, überließ man sich wieder eine Zeitlang dem Gesange und dem Spiel; dann konnte, wie es die Königin gebot, wer da wollte, zur Ruhe gehen. Als jedoch die gewohnte Stunde erschienen war, versammelten sich alle wieder an der bekannten Stelle zum Erzählen. Hier blickte die Königin Filomela an und hieß sie mit den Erzählungen den Anfang machen. Diese aber begann lächelnd in folgender Weise:







H. Gravelot inv. T. V. N. 3. *Lempereur Sculp*

ERSTE GESCHICHTE

Madonna Francesca wird von Rinuccio und von Alessandro geliebt, und da sie keinen von beiden wiederliebt, schafft sie sich beide klüglich vom Halse, indem sie den einen als Toten in ein Grab zu steigen, den anderen aber ihn als Toten daraus hervorzuziehen beauftragt, womit beide nicht zustande kommen.

Madonna, es behagt mir nicht wenig, daß ich, weil Ihr es so befehlt, aus diesem offenen und unbeschränkten Felde, auf das uns Eure Großmut versetzt hat, mit dem Erzählen den Anfang machen und als die erste die Bahn durchlaufen soll. Tue ich dies wohl, so zweifle ich nicht, daß die, welche mir nachfolgen, es auch gut oder noch besser vollbringen werden.

Schon oft, reizende Mädchen, ist uns in unseren Erzählungen gezeigt worden, wie groß und welcher Art die Macht der Liebe sei; doch glaube ich darum nicht, daß dieser Gegenstand vollständig erschöpft sei; noch auch, daß er es werden könne, wenn wir auch von heute an bis übers Jahr von nichts anderem sprächen. Und weil diese Macht der Liebe die Liebenden nicht allein häufig in mannigfache Gefahr des Lebens führt, sondern sie auch nötigt, sogar bis in die Gräber der Toten als Tote hinabzusteigen, so gefällt es mir, euch darüber eine Geschichte zu erzählen, aus der ihr nicht allein die Gewalt der Liebe, sondern auch die List kennen lernen könnt, die eine achtbare Frau anwandte, um sich zwei Liebhaber vom Halse zu schaffen, die sie gegen ihren Willen mit Liebe verfolgten.

In der Stadt Pistoja lebte einst eine sehr schöne Witwe, die zwei von unseren Florentinern, die, aus Florenz verbannt, sich dort aufhielten, und von denen der eine Rinuccio Palermini und der andere Alessandro Chiarmontesi hieß, heftig liebten. Beide waren von ihrem Reiz

gefesselt und wandten, ohne daß der eine von dem anderen etwas wußte, vorsichtig alles auf, was jeder vermochte, um die Gegenliebe der Witwe zu gewinnen. Da nun die edle Dame, deren Name de'Lazzari war, gar häufig von Botschaften und Anträgen dieser Herren belästigt wurde, und nachdem sie ihnen unbedachterweise zuweilen ein Ohr geliehen hatte, jetzt, da sie sich klüglich zurückziehen wollte, dies nicht wohl vermochte, so kam ihr ein Gedanke ein, wie sie sich diese Last vom Halse schaffen könne, und dieser bestand darin, von jedem einen Dienst zu verlangen, von dem sie glaubte, daß er ihn nicht ausführen würde, obschon er nicht unmöglich war, um so, wenn sie ihn nicht vollbrächten, eine anständige und einleuchtende Veranlassung zu haben, ihre Anträge nicht mehr anzuhören.

Dieser Plan war aber folgender: Es war an dem Tage, als ihr dieser Gedanke einkam, in Pistoja ein Mann gestorben, der, obwohl seine Voreltern adlige Leute gewesen waren, doch für einen der schlechtesten Menschen nicht bloß in Pistoja, sondern in der ganzen Welt gehalten wurde. Überdies aber war er so ungestaltet und von so häßlichem Aussehen gewesen, daß, wer ihn zum ersten Male gesehen hätte, sich vor ihm erschrocken und gefürchtet haben würde. Dieser Mann war in einem Grabmal vor der Kirche der Minoriten beigesetzt worden, und dies dünkte ihr zum Teil für ihren Plan sehr zurecht zu kommen. Deshalb sagte sie denn zu einer ihrer Dienerinnen:

„Du kennst die Qual und die Pein, die ich alle Tage durch die Anträge dieser beiden Florentiner, Rinuccio und Alessandro, zu tragen habe. Nun bin ich nicht gesonnen, ihnen meine Liebe zu schenken, und um sie mir vom Halse zu schaffen, habe ich bei mir beschlossen,

sie wegen der großen Anerbietungen, die sie mir machen, in einer Sache zu prüfen, von der ich überzeugt bin, daß sie sie nicht unternehmen werden, und so werde ich denn diese Last los, und du sollst hören, wie. Du weißt, daß erst heute morgen auf dem Kirchhofe der Minoriten der Scannadio“ (so wurde jener schlechte Mensch genannt, von dem wir oben gesprochen haben) „beerdigt worden ist, vor dem die mutigsten Männer dieses Ortes, wenn sie ihn sahen, Furcht hatten; und darum sollst du heimlich erst zum Alessandro gehen und zu ihm sagen: ‚Madonna Francesca schickt mich, um dir zu melden, daß jetzt endlich die Stunde gekommen ist, wo du ihre Liebe gewinnen kannst, die du so sehr begehrt hast, und wo du, wenn du es willst, dich auf folgende Weise mit ihr zusammenfinden kannst. Aus einem Grunde, den du nachher erfahren wirst, soll diese Nacht von einem ihrer Verwandten der Leichnam des Scannadio, der heute morgen begraben wurde, in ihr Haus gebracht werden; nur hat sie Furcht vor ihm und möchte ihn dort nicht haben; darum bittet sie dich um den großen Dienst, daß du diesen Abend zur Zeit des ersten Schlafs dich in das Grabmal begibst, wo Scannadio beigesetzt worden ist, seine Kleider anlegst und solange still bleibst, als wärst du jener, bis man nach dir kommen wird, worauf du dich, ohne irgend etwas zu sagen oder einen Laut von dir zu geben, herausnehmen und nach ihrem Hause tragen lassen sollst, wo sie dich empfangen wird und wo du dann bei ihr weilen und nach deinem Verlangen wieder fortgehen kannst, indem du wegen alles Übrigen ihr allein die Sorge überläßt.‘ — Sagt er nun, er wolle das tun, so ist es gut; erwidert er aber, er könne das nicht unternehmen, so sage ihm von mir, er solle sich nicht mehr blicken lassen, wo ich

erscheine, und wenn er sein Leben lieb habe, sich hüten, mir einen Boten oder irgendeine Bestellung zu schicken.

„Demnächst wirst du zum Rinuccio Palermini gehen und zu ihm sagen: ‚Madonna Francesca meldet dir, daß sie bereit ist, deine Wünsche zu erfüllen, wofern du ihr einen großen Dienst erweisest; dieser besteht darin, daß du heute um Mitternacht zu dem Grabmal gehst, wo diesen Morgen der Scannadio beigesetzt wurde, ihn, ohne ein Wort zu sagen, was du auch hören oder wahrnehmen mögest, sachte aus seinem Grabe herausnimmst und ihn in ihr Haus bringst. Dort wirst du sehen, warum sie dies verlangt, und von ihr erlangen, was du nur begehrst; wolltest du dies aber nicht tun, so sollst du ihr weder Boten noch Briefe mehr schicken."

Zu beiden begab sich die Dienerin und richtete jedem, wie ihr befohlen war, ihren Auftrag ordentlich aus. Von dem einen und von dem anderen wurde ihr geantwortet, daß sie nicht nur in ein Grab, sondern in die Hölle selbst hinabsteigen wollten, sofern es ihrer Dame gefiele. Diese Antwort brachte die Magd ihrer Gebieterin zurück, und diese wartete nun, um zu sehen, ob sie wirklich so töricht wären, dies auszuführen.

Als nun die Nacht erschien und die Zeit des ersten Schlafs herbeikam, entkleidete sich Alessandro Chiannontesi bis auf das Wams und verließ das Haus, um sich an der Stelle des Scannadio in das Grabmal zu legen. Unterwegs kam ihm ein fürchterlicher Gedanke in den Sinn, und er fing an, bei sich selber zu überlegen: „O, was für ein Tropf bin ich! Wo gehe ich hin? Und weiß ich denn, ob nicht ihre Verwandten vielleicht bemerkt haben, daß ich sie liebe, und indem sie glauben, was nicht ist, dies von ihr veranstalten lassen, um mich in dem Grabmal zu töten? Wenn das

geschähe, so hätte ich den Schaden davon, kein Wort aber würde in der Welt kund, das jenen Schaden bringen könnte. Oder, was weiß ich, ob nicht irgendein Feind von mir dies veranlaßt hat, den sie vielleicht liebt und dem sie damit einen Dienst erweisen will?" Dann sprach er weiter: „Aber nehmen wir auch an, daß von all diesem nichts sei und daß wirklich ihre Verwandten mich in ihr Haus tragen sollen, so kann ich doch nicht glauben, daß jene den Körper des Scannadio begehren, um ihn in den Arm zu schließen oder ihr in den Arm zu legen; vielmehr muß ich vermuten, daß sie ihn nur verlangen, um ihn irgendwie zu schänden, als einen, der sie vielleicht in irgendeinem Stück verletzt hat. Sie befiehlt mir, daß ich keinen Laut von mir geben soll, was ich auch wahrnehmen möchte. Wie, wenn sie mir nun die Augen ausstächen oder die Zähne ausrissen, wenn sie mir die Hände abhieben oder sonst irgendein solches Spiel mit mir trieben, wie wäre ich dann daran? Könnte ich dazu wohl stille sein? Und wenn ich rede, dann erkennen sie mich entweder und fügen mir vielleicht ein Leid zu, oder wenn sie mir auch nichts tun, so habe ich alsdann doch nichts ausgerichtet; denn sie werden mich nicht zu ihr lassen, und die Dame selbst wird sagen, ich hätte ihr Gebot übertreten, und wird nimmermehr tun, was mir nach Wunsch ist."

Unter diesen Worten war er fast daran, nach Hause zurückzukehren; dennoch trieb ihn die Macht der Liebe mit entgegengesetzten Gründen vorwärts und war bald so mächtig, daß sie ihn zu dem Grabmal selber hinführte. Dies öffnete er, stieg hinein, kleidete den Scannadio aus, zog dessen Kleider an und schloß dann das Grab über sich wieder zu; als er nun so an der Stelle

des Scannadio dalag und anfing, darüber nachzudenken, wer dieser Mann gewesen wäre, und alles ihm beifiel, wovon er gehört hatte, daß nachts, nicht allein in den Gräbern der Toten, sondern auch anderswo, sich alles mögliche ereignet habe, so sträubte sich allmählich jedes Haar an ihm zu Berge, und es kam ihm vor, als müsse Scannadio sich jeden Augenblick aufrichten und ihm hier den Hals abschneiden. Doch die brennende Liebe half ihm wiederum, diese und andere fürchterliche Betrachtungen zu besiegen, und still daliegend, als wäre er selbst der Tote, fing er nun an, zu erwarten, was mit ihm geschehen würde.

Als Mitternacht herannahte, verließ nun auch Rinuccio sein Haus, um das ins Werk zu setzen, was seine Dame ihm hatte sagen lassen, und unterwegs fiel ihm viel und mancherlei ein über das, was ihm möglicherweise begegnen könnte, wie zum Beispiel, daß er, mit dem Körper des Scannadio auf dem Rücken, der Behörde in die Hände fallen und als Hexenmeister zum Feuer verdammt werden könnte, oder daß er, wenn man es erführe, sich den Haß der Verwandten des Toten zuziehen möchte, und andere ähnliche Betrachtungen, von denen er beinahe zurückgehalten worden wäre. Plötzlich aber umgewendet, sagte er zu sich selbst: „Wie, soll ich in der ersten Sache, die diese edle Frau, die ich so geliebt habe und noch liebe, von mir verlangt, ihr nein sagen? Und besonders jetzt, wo ich ihre Gunst dadurch zu gewinnen habe? Nein, und müßte ich zuversichtlich sterben, ich kann nicht umhin, zu vollführen, was ich ihr versprochen habe.“

Nun ging er weiter, gelangte zu dem Grabmal und öffnete dies leicht. Als Alessandro öffnen hörte, verhielt er sich ganz still, trotz der großen Furcht, die er fühlte.

Rinuccio stieg hinein, und indem er den Körper des Scannadio zu ergreifen meinte, ergriff er den Alessandro bei den Füßen, zog ihn hervor, lud ihn sich auf die Schultern und fing nun an, mit ihm nach dem Hause der Edelfrau zu gehen. So fortschreitend und ohne weiter darauf acht zu haben, stieß er ihn bald hier, bald dort an eine Ecke der Bänke, die zur Seite der Straße standen; denn die Nacht war so dunkel und finster, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, wo er ging.

So war Rinuccio bis an die Türschwelle der Edelfrau gelangt, die mit ihrer Dienerin am Fenster stand, um zu hören, ob Rinuccio den Alessandro brächte, und schon bei sich gerüstet war, wie sie beide fortschicken könne, als es sich traf, daß die Scharwache, die in der Straße Halt gemacht hatte und ruhig stand, in der Erwartung, einen Verbannten zu ergreifen, das Geräusch vernahm, das Rinuccio mit den Füßen machte. Schnell zogen sie ein Licht hervor, um zu sehen, was zu tun sei und wohin sie sich zu begeben hätten, und riefen, indem sie Schilde und Lanzen zusammenschlugen: „Wer da?"

Rinuccio erkannte sie, und da er zu langer Überlegung nicht Zeit hatte, ließ er den Alessandro von der Schulter herunterfallen und lief davon, so rasch die Beine ihn tragen wollten. Alessandro aber sprang schnell empor und eilte, wiewohl er die gar langen Leichentücher des Toten umhatte, auch seinerseits schnell von dannen.

Die Witwe hatte bei dem Licht, das die Scharwache gebracht hatte, Rinuccio mit dem Alessandro auf den Schultern wohl erkannt und zugleich gesehen, daß Alessandro das Leichengewand des Scannadio trug, und erstaunte nicht wenig über die große Kühnheit beider Liebhaber; allein allem Staunen zum Trotz mußte sie

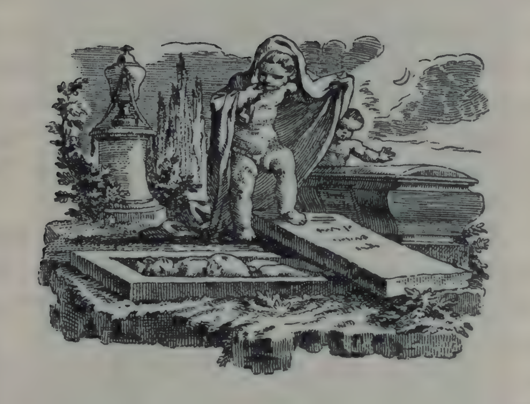
doch lachen, als sie Rinuccio den Alessandro abwerfen und dann beide die Flucht ergreifen sah. Froh über diesen Ausgang und den Himmel preisend, daß er sie von der Verlegenheit mit diesen beiden erlöst hatte, kehrte sie zurück und begab sich in ihre Kammer, indem sie der Magd versicherte, beide müßten sie ohne Zweifel sehr lieb haben, weil sie, wie sich nun gezeigt habe, das ausgeführt, was sie ihnen aufgetragen habe.

Rinuccio, bekümmert und sein Mißgeschick verwünschend, ging darum jedoch nicht nach Hause; sondern kehrte, nachdem die Scharwache jene Straße verlassen hatte, dahin, wo er den Alessandro abgeworfen hatte, zurück und fing nun an, mit den Händen tappend, seinen Auftrag zu vollenden. Als er den vermeintlichen Leichnam jedoch nicht fand und nun annehmen mußte, daß die Scharwache ihn weggetragen habe, ging er betrübt nach Hause.

Alessandro, der nichts anderes zu tun wußte und auch den nicht einmal erkannt hatte, der ihn hierher getragen, ging gleicherweise, bekümmert über sein Mißgeschick, nach seiner Wohnung heim.

Als man am anderen Morgen aber das Grab des Scannadio öffnete und ihn selbst nicht mehr darin fand, weil Alessandro ihn in die Gruft gewälzt hatte, so füllte sich ganz Pistoja mit verschiedenartigen Gerüchten, und die Toren meinten, die Teufel hätten ihn davongetragen. Dessenungeachtet fand jeder der beiden Liebhaber Mittel, der Witwe anzuzeigen, was er getan habe und was dazwischen gekommen sei, und verlangte nun, sich hiermit entschuldigend, wenn ihr Auftrag nicht vollständig ausgeführt worden sei, ihre Gunst und ihre Liebe. Sie aber stellte sich gegen beide, als könne sie

dies nicht glauben, und antwortete ihnen entschieden, daß sie nichts für sie tun wolle, weil sie nicht ausgeführt hätten, was sie begehrt habe, und so schaffte sie sich denn beide vom Halse.



ZWEITE GESCHICHTE

Eine Äbtissin steht eilig im Finstern auf, um eine ihrer Nonnen, die bei ihr angeklagt ist, mit ihrem Liebhaber im Bett zu überraschen, und da die Äbtissin gleichfalls einen Liebhaber, und zwar einen Priester bei sich hat, so nimmt sie aus Versehen dessen Hosen statt des Schleiers um; als die Angeklagte diese erblickt und die Äbtissin darauf aufmerksam macht, wird sie freigelassen und darf ungestört mit ihrem Geliebten verweilen.

Filomela schwieg, und die List der Dame, diese Liebhaber loszuwerden, die sie nicht lieben mochte, war von allen belobt und die Kühnheit der jungen Männer im Gegenteil nicht für Liebe, sondern für Torheit erklärt worden, als die Königin freundlich zu Elisa sagte: „Fahre du nun fort, Elisa.“ Schnell begann diese folgendermaßen:

Geliebte Mädchen, auf gar verständige Weise wußte Madonna Francesca, wie uns erzählt worden ist, sich von ihrer Last zu befreien; allein auch eine junge Nonne verstand es, unter dem Beistande des Glücks sich von einer drohenden Gefahr durch scherzende Rede freizumachen. Wie ihr wißt, sind die gar nicht selten, die, obwohl einfältig, sich doch zu Lehrmeistern und Strafpredigern anderer erheben, und diese züchtigt, wie ihr aus meiner Geschichte lernen könnt, das Schicksal denn bisweilen auf verdiente Art, wie dies der Äbtissin geschah, unter deren Aufsicht die junge Nonne stand, von der ich euch erzählen will.

Ihr müßt also wissen, daß in der Lombardei ein durch Frömmigkeit und Religion sehr berühmtes Kloster ist, in dem sich unter den anderen Nonnen, die sich hier aufhielten, auch ein junges Mädchen von edlem Blut und wunderbarer Schönheit befand, welches Isabetta hieß. Als diese nun eines Tages zu einem ihrer



H Gravelot inv T. V. N. 4. Le Grand Sculp



Verwandten an das Sprachgitter herabgekommen war, verliebte sie sich in einen jungen Mann, der diesen begleitete. Und als er ihre große Schönheit wahrnahm und ihr Verlangen in ihren Augen gelesen hatte, entflammte er sich auf gleiche Weise für sie.

Nicht ohne große Schmerzen für beide ertrugen sie diese Liebe eine Zeit hindurch, ohne sich einander nähern zu können. Zuletzt jedoch fand der junge Mann, da beide gleichmäßig danach verlangten, ein Mittel, heimlich zu seiner Nonne zu gelangen. Auch sie war damit zufrieden, und so besuchte er sie denn nicht ein-, sondern gar viele Male zu großer beiderseitiger Freude.

Als dies jedoch so fortging, geschah es in einer Nacht, daß der junge Mann von einer der Nonnen jenes Klosters, ohne daß das Liebespaar etwas bemerkte, gesehen wurde, wie er von Isabetta Abschied nahm und fortging. Dies teilte jene Nonne mehreren anderen mit. Anfangs gedachte man, sie bei der Äbtissin, Madonna Usimbalda, einer nach der Meinung aller übrigen Nonnen und jedes, der sie kannte, sehr frommen und trefflichen Frau, förmlich anzuklagen; zuletzt aber zog man es vor, damit kein Leugnen stattfände, sie mit dem jungen Manne von der Äbtissin auf der Tat betreffen zu lassen. So schwieg man denn und teilte unter sich die Nachtstunden und die Wache ein, um jene zu ertappen.

Isabetta, die sich vor allem diesem nicht hüten konnte, da sie ja von nichts wußte, ließ ihren Liebhaber in einer Nacht wiederkommen, was denn die sogleich wieder erfuhren, die hierauf acht gaben. Als es diesen an der Zeit schien und da fast die größere Hälfte der Nacht schon verstrichen war, teilten sie sich in zwei

Teile, von denen der eine die Zellentür Isabettas bewachte und ein anderer in aller Eile zu dem Schlafzimmer der Äbtissin eilte, dort anklopfte und, als sie antwortete, ihr zurief: „Auf, Madonna, stehet schnell auf; wir haben die Isabetta mit einem jungen Menschen in ihrer Zelle ertappt!"

Eben in dieser Nacht hatte die Äbtissin Gesellschaft von einem Priester, den sie oft in einem Kasten zu sich bringen ließ. Als sie nun dies hörte und fürchtete, die Nonnen möchten aus zu großer Eile oder übermäßigem Eifer die Tür aufsprengen, so stand sie schnell auf und kleidete sich, so gut sie wußte, im Finstern an; indem sie aber einen gewissen faltigen Schleier, den die Nonnen auf dem Kopf tragen und den sie das Psalterium nennen, zu ergreifen meinte, faßte sie die Hosen des Priesters, und so groß war ihre Eile, daß sie, ohne es gewahr zu werden, sie sich über den Kopf warf, hinauseilte und schnell die Tür hinter sich verschloß, indem sie rief: „Wo ist denn diese von Gott Verwünschte?" Alsbald gelangte sie mit den anderen, die so eifrig und begierig darauf waren, die Isabetta auf frischer Tat zu ertappen, daß sie nicht bemerkten, was ihre Äbtissin auf dem Kopf habe, zur Tür der Zelle, sprengte diese mit Hilfe der übrigen auf, trat ein, und nun fand man die beiden Liebenden umschlungen in ihrem Bette.

Diese, von der Überraschung ganz bestürzt, wußten nicht, was sie tun sollten, und blieben ruhig liegen. Die junge Nonne ward jedoch sogleich von den übrigen ergriffen und auf Befehl der Äbtissin in das Kapitel geführt. Der junge Mann war zurückgeblieben, kleidete sich an und erwartete, was für einen Ausgang die Sache nehmen würde, entschlossen, allen Klosterfrauen, die er erreichen könnte, ein böses Spiel zu machen, wenn

seiner Geliebten irgend etwas zuleide geschähe, und diese dann mit sich fortzuführen.

Unterdessen fing die Äbtissin, nachdem sie im Kapitel ihren Sitz eingenommen, in Gegenwart aller Nonnen, die immer noch nur auf die Schuldige blickten, damit an, dieser die schwersten Beschimpfungen zu sagen, die je einer Frau gesagt wurden: daß sie die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Ruf des Klosters mit ihren unziemlichen und schmachvollen Werken, sobald man diese außerhalb erführe, schwer befleckt hätte, und fügte dann den Schmähungen die härtesten Drohungen hinzu. Die Nonne, verschämt und schüchtern, wie eine Schuldbewußte, wußte nichts zu antworten, sondern schwieg und erregte dadurch bereits das Mitleid der anderen.

Als die Äbtissin jedoch mit zornigen Reden fortfuhr, hob die junge Nonne zufällig das Auge empor und sah, was die Äbtissin auf dem Kopf hatte, und erblickte die Hosenbänder, die ihr rechts und links herabhingen. Sie erkannte, was es war, und nun ganz beruhigt, sagte sie: „Frau Äbtissin, so Gott Euch helfe, bindet Euch doch die Haube zu und sagt mir dann, was Ihr wollt!“

Die Äbtissin, die sie nicht verstand, entgegnete: „Was, Haube, sündhaftes Frauenzimmer! Hast du jetzt noch die Frechheit, Witze zu machen? Scheint dir nach dem, was du getan hast, daß hier Späße an ihrem Orte sind?“

Das Mädchen widerholte zum zweiten Male: „Madonna, ich bitte Euch bloß, Euch die Haube zuzubinden, und dann sagt mir, was Euch beliebt.“

Nun richteten natürlich auch viele der Nonnen ihre Augen auf den Kopfputz der Äbtissin, und während sie selbst mit den Händen danach griff, wurde man inne, warum Isabetta so sprach.

Als die Äbtissin ihres gleichen Fehlers gewahr wurde und sah, daß er allen offenbar und kein Verbergen desselben möglich sei, änderte sie ihre Rede und fing auf einmal ganz anders an zu sprechen, als sie bis jetzt getan hatte, indem sie damit schloß, daß es unmöglich sei, den Stacheln des Fleisches zu wehren, und hinzufügte, daß jede, wie bis zu dieser Stunde geschehen sei, sich heimlich immerfort gute Zeit verschaffen möge, sobald sie könne.

Das junge Mädchen wurde nun freigelassen, die Äbtissin kehrte zu ihrem Priester und Isabetta zu ihrem Liebhaber zurück; diesen aber ließ sie noch oft, zum großen Ärger derer, die sie beneideten, zu sich kommen. Die anderen jedoch, die noch keinen Liebhaber hatten, versuchten heimlich, so gut sie konnten, ihr Glück.







H. Gravelot inv. T. V. N. 5. *Flipart Sculp*

DRITTE GESCHICHTE

Meister Simon macht auf Bitten des Bruno, des Buffalmacco und des Nello den Calandrino glauben, daß er schwanger sei, und dieser gibt den Genannten zu seiner Heilung Kapaunen und Geld, worauf er ohne Entbindung wieder gesund wird.

Als Elisa ihre Erzählung geschlossen und alle Gott gedankt hatten, daß er die junge Nonne glücklich von den Verfolgungen der neidischen Schwestern befreit hatte, gebot die Königin dem Filostrato fortzufahren, und dieser begann, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten, in folgender Art:

Schöne Damen, der liederliche Richter aus den Marken, von dem ich euch gestern erzählte, hinderte mich, eine Geschichte von Calandrino mitzuteilen, die ich euch anfangs vortragen wollte. Und weil denn alles, was man von ihm erzählt, nicht anders als den Spaß vermehren kann, wiewohl wir schon viel von ihm und seinen Gefährten gesprochen haben, so will ich euch auch diese Geschichte erzählen.

Schon früher habt ihr zur Genüge gehört, wer Calandrino und die anderen, von denen ich in dieser Geschichte zu sprechen habe, waren, und darum berichte ich euch nur, daß eine Tante des Calandrino starb und ihm zweihundert Lire in Silbergeld hinterließ. Nun fing unser Calandrino überall zu erzählen an, daß er ein Gut kaufen wolle, und mit so vielen Maklern, wie es nur in Florenz gab, begann er zu unterhandeln, nicht anders, als wenn er zehntausend Goldgulden auszugeben hätte; allein sobald es zu dem Preise des verlangten Gutes kam, zerschlug sich der Handel immer wieder.

Bruno und Buffalmacco, die dies erfuhren, hatten ihm schon oft versichert, daß er besser täte, das Geld

mit ihnen durchzubringen, als Ländereien zu kaufen, wie wenn er davon Lehmkugeln zu drehen gedächte; allein weder hierzu noch auch nur dahin hatten sie ihn je zu bringen gewußt, daß er ihnen einmal etwas zu essen gab. Hierüber beklagten sie sich nun einst gegeneinander, und als auch noch einer ihrer Kameraden, namens Nello, ein Maler, dazukam, überlegten sie alle drei, wie sie es anzufangen hätten, um sich einmal auf Kosten des Calandrino den Schnabel zu salben.

Ohne damit lange zu zögern, hatten sie unter sich verabredet, was ein jeder zu tun hätte, und paßten am folgenden Morgen ab, daß Calandrino aus seinem Hause trat. Noch war er nicht weit gegangen, als ihm Nello entgegentrat und sagte: „Guten Tag, Calandrino."

Calandrino antwortete ihm, Gott möge ihm einen guten Tag und ein gutes Jahr schenken, worauf Nello, indem er scheu ein wenig zurücktrat, ihm lange ins Gesicht sah.

„Was schaust du denn?" sprach Calandrino zu ihm.

Nello erwiderte: „Hast du heute nacht dich nicht krank gefühlt? Du scheinst mir gar nicht mehr derselbe."

Calandrino fing sogleich an, besorgt zu werden, und sagte: „Weh mir, was ist denn? Was scheint dir denn, daß mir fehle?"

„Nun," sagte Nello, „ich sage es nicht deshalb, aber du scheinst mir ganz verwandelt; möge es etwas anderes sein!" Und damit ließ er ihn gehen.

Calandrino, schon ganz besorgt, obgleich er nicht das geringste fühlte, ging weiter. Doch nun trat ihm Buffalmacco entgegen, der nicht weit entfernt war und ihn von Nello scheiden sah, grüßte ihn und fragte ihn, ob er sich nicht wohl fühle.

„Ich weiß nicht," antwortete Calandrino, „aber eben sagte mir auch Nello, daß ich ihm ganz verwandelt vorkomme. Wäre es möglich, daß mir etwas fehlte?"

„Wollte Gott," sagte Buffalmacco, „dir fehlte nichts, lieber als etwas; du scheinst mir schon halb eine Leiche."

Nun glaubte Calandrino bereits, er hätte das Fieber.

Auf einmal kommt auch Bruno hinzu und, ehe er irgendein Wort sagt, spricht er: „Calandrino, wie siehst du aus? Du scheinst mehr tot als lebendig. Wie fühlst du dich?"

Als Calandrino sie nun alle so reden hörte, war er fest überzeugt, krank zu sein, und ganz erschrocken fragte er sie: „Was soll ich tun, Freunde?"

„Nun," sagte Bruno, „mir scheint das beste, du kehrst sogleich nach Hause zurück, legst dich zu Bett, läßt dich gut zudecken und schickst dann dein Wasser zum Meister Simon, der ein guter Freund von uns ist, wie du weißt. Er wird dir gleich sagen, was du zu tun hast, und wir wollen mit dir kommen, und wenn dir etwas nottut, es gern verrichten."

Nello schloß sich ihnen an, und so kehrten sie mit Calandrino nach seiner Wohnung zurück, wo er ganz erschöpft in seine Schlafkammer trat und zu seiner Frau sagte: „Komm und decke mich gut zu, denn ich fühle mich sehr krank." Nachdem er sich also niedergelegt hatte, schickte er sein Wasser durch eine kleine Magd zu Meister Simon, der gerade in seinem Laden „Zur Melone" am alten Markte sich befand.

Inzwischen sagte Bruno zu seinen Kameraden: „Ihr bleibt hier bei ihm, und ich will gehen, um zu hören, was der Arzt sagen wird, und, wenn es nottut, ihn gleich mitbringen."

„Ja, tu das, lieber Freund," sagte Calandrino zu ihm,

„geh und bringe mir Nachricht, wie die Sache steht, denn ich fühle, ich weiß nicht was, in meinem Leibe."

Nun eilte Bruno zu Meister Simon, wo er früher eintraf als das Mädchen, das das Wasser trug, und unterrichtete den Meister von der ganzen Sache. Als daher die Magd erschien und der Doktor das Wasser sah, sagte er zu jener: „Lauf' und sage dem Calandrino, er solle sich gut warm halten, ich würde sogleich zu ihm kommen und ihm sagen, was ihm fehlt und was er zu zun hat."

Dies berichtete die Magd, und es währte auch nicht lange, daß der Doktor und Bruno erschienen. Der Arzt setzte sich ihm zur Seite, fing dann an, ihm den Puls zu befühlen, und sagte nach einiger Zeit in Gegenwart der Frau, welche dabei stand: „Sieh, Calandrino, um offen und wie ein Freund mit dir zu sprechen, dir fehlt nichts in der Welt, aber — du bist guter Hoffnung!"

Wie Calandrino dies hörte, fing er kläglich an zu schreien und rief: „Weh mir, Tessa, das hast du gemacht, weil du immer nicht anders als obenauf liegen willst. Ich habe es dir oft gesagt."

Die Frau, die ein sittsames Weib war, hörte ihren Mann dies kaum sagen, als sie, ganz mit Schamröte übergossen und mit niedergebeugter Stirn, ohne ein Wort zu erwidern, aus der Kammer ging.

Noch fuhr Calandrino in seinem Klagegeschrei fort: „Weh mir Unglücklichen, was soll ich machen? Wie soll ich von diesem Kinde entbunden werden? Wo soll es hinaus? Ich sehe wohl, daß diese Raserei meiner Frau mich ums Leben bringt, die Gott verderben möge, wie er mich wieder froh machen soll. Aber wahrhaftig, wäre ich gesund, wie ich es nicht bin, ich spränge auf und prügelte sie so lange, daß sie kein Glied ganz be-

hielte, obschon mir ganz recht geschieht, weil ich sie nimmer hätte obenauf lassen sollen. Aber sicherlich, komme ich diesmal mit dem Leben davon, so soll sie mir eher vor Verlangen sterben."

Bruno, Buffalmacco und Nello wollten, als sie diese Reden des Calandrino hörten, vor Lachen fast bersten, doch hielten sie sich; aber Meister Simon lachte so aus vollem Halse, daß man ihm alle Zähne hätte ausziehen können. Endlich jedoch empfahl Calandrino sich wiederholt dem Doktor und beschwor ihn, ihm in diesem Unglück mit Rat und Hilfe beizustehen, und der Meister sagte: „Calandrino, du mußt dich nicht ängstigen, denn Gott sei Dank, wir haben die Sache schnell erkannt, und ohne Mühe und in wenigen Tagen will ich dich davon befreien; aber freilich mußt du etwas Geld nicht scheuen."

„Ach ja, teuerster Meister," entgegnete Calandrino, „in des lieben Gottes Namen! Ich habe hier zweihundert Lire, für die ich mir ein Gütchen kaufen wollte; wenn sie nötig sind, nehmt sie ganz, nur daß ich nicht niederzukommen brauche; denn wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich das machen soll. Ich höre die Weiber, wenn sie gebären sollen, einen so großen Lärm machen, und sie haben doch die Anlage dazu groß genug; aber ich glaube, wenn ich diesen Schmerz zu bestehen hätte, ich stürbe, ehe es zur Geburt käme."

„Mach dir keine Sorgen," entgegnete der Doktor hierauf. „Ich werde dir einen Trank destillieren lassen, sehr heilsam und zugleich sehr angenehm zu trinken, der in drei Vormittagen alles auflöst, und du bist dann gesunder als ein Fisch. Aber sieh zu, daß du dann auch verständig bleibst und nicht wieder in diese Torheiten verfällst. Zu diesem Trank indessen brauchen wir drei

Paar gute und fette Kapaunen, und für alles übrige, was dazu nötig ist, magst du einem von deinen Freunden hier fünf Lire Silber geben, um es einzukaufen. Das alles laß mir in meinen Laden bringen, und ich werde dir dann morgen in Gottes Namen den destillierten Trank schicken, und du magst damit anfangen, einen tüchtigen Becher auf einmal auszutrinken."

Als Calandrino dies hörte, sagte er: „Das sei Euch empfohlen, lieber Meister." Und nachdem er nun dem Bruno die fünf Lire und das Geld für drei Paar Kapaunen gegeben hatte, beschwor er ihn, die Mühe in dieser Sache aus Liebe zu ihm zu übernehmen.

Der Arzt ging davon, ließ etwas Gewürzwein für ihn zurechtmachen und schickte ihm diesen; Bruno aber kaufte die Kapaunen und was außerdem zu einer Schmauserei nötig war, und verzehrte alles fröhlich mit dem Doktor und seinen übrigen Kameraden.

Calandrino trank drei Vormittage hintereinander von dem Gewürzwein, und der Doktor und seine Kameraden besuchten ihn dann. Jener fühlte ihm den Puls und sagte: „Calandrino, du bist ohne Fehl hergestellt, und sicher kannst du heute nach deinen Geschäften ausgehen und brauchst nicht mehr das Haus zu hüten."

Calandrino stand fröhlich auf, ging seinen Geschäften nach und lobte überall, wo er nur mit irgend jemandem darauf zu sprechen kam, die schöne Kur, die Meister Simon an ihm gemacht hätte, indem er ihn in drei Tagen ohne irgendeinen Schmerz entschwängert habe.

Bruno, Buffalmacco und Nello aber waren nicht wenig zufrieden damit, durch ihren Anschlag den geizigen Calandrino hinters Licht geführt zu haben, obwohl Monna Tessa, die die Sache merkte, lange darüber mit ihrem Manne brummte.





Eisen inv. T. V. N. 6. *NN Sculp.*

VIERTE GESCHICHTE

Cecco di Messer Fortarrigo verspielt zu Buonconvento alles, was er hat, und das Geld des Cecco di Messer Angiulieri dazu; dann läuft er ihm im bloßen Hemde nach und sagt, er hätte ihn beraubt, worauf Bauern diesen ergreifen. Fortarrigo bekleidet sich nun mit Angiulieris Kleidern, besteigt sein Pferd uud läßt jenen im Hemde zurück, indem er davoneilt.

Unter großem Gelächter der ganzen Gesellschaft waren die Beschuldigungen des Calandrino gegen seine Frau mit angehört worden; doch sobald Filostrato schwieg, nahm Neifila, wie die Königin wollte, das Wort.

Ehrenwerte Mädchen, wäre es dem Menschen nicht schwerer, anderen in ihren Reden Einsicht und Tugend zu zeigen, als Torheit und Laster, so würden viele sich vergeblich bemühen, ihren Worten einen Zaum anzulegen; und dies hat die Torheit des Calandrino euch hinreichend bewiesen, der, um von dem Übel, das seine Einfalt ihn für wahr halten ließ, zu genesen, ganz und gar nicht nötig hatte, die heimlichen Gelüste seiner Frau öffentlich bekanntzumachen. Dieser Umstand hat mich an eine, dem Sinne nach entgegengesetzte Geschichte erinnert, in der nämlich die Bosheit des einen den Verstand des anderen zum großen Schaden und Spott des Überwundenen besiegte. Euch diese Geschichte jetzt zu erzählen, scheint mir der richtige Zeitpunkt zu sein.

Es waren also vor noch nicht vielen Jahren in Siena zwei im Alter schon vorgerückte Männer, welche beide Cecco hießen, der eine jedoch di Messer Angiulieri, der andere di Messer Fortarrigo mit Zunamen. Obschon diese nun in vielen anderen Stücken schlecht in ihren Sitten zusammenpaßten, stimmten sie doch in einem Stück, nämlich darin, daß sie beide ihre Väter haßten,

so sehr überein, daß sie um deswillen Freunde geworden waren und viel miteinander umgingen. Dem Angiulieri, der ein schöner und wohlgesitteter Mann war, schien es, daß er in Siena von dem Einkommen, das der Vater ihm reichte, schlecht lebe, und als er nun hörte, daß ein gewisser Kardinal, der sein großer Beschützer war, als Legat des Papstes nach der Mark Ancona gekommen sei, entschloß er sich, zu ihm zu gehen, indem er dort seine Lage zu verbessern hoffte. Dies meldete er seinem Vater und nahm mit ihm Abrede, daß er von ihm auf einmal erhielte, was er ihm sonst in sechs Monaten zu geben hatte, um sich davon kleiden, sich beritten machen und sonst anständig erscheinen zu können.

Während er nun noch jemand suchte, den er in seinem Dienst mit sich nehmen könnte, hörte Fortarrigo von der Sache. Dieser begab sich sogleich zum Angiulieri und fing an, ihn, so gut er nur wußte und konnte, zu bitten, daß er ihn mit sich nähme, indem er ihm Diener, Begleiter und alles mögliche sein wollte, ohne irgendeinen Lohn außer der freien Zehrung.

Angiulieri erwiderte ihm, er könne ihn nicht mit sich nehmen; nicht weil er ihm nicht für jeden Dienst tauglich wisse, sondern weil er spiele und überdies sich auch bisweilen betrinke.

Hierauf entgegnete Fortarrigo, vor dem einen wie vor dem anderen wolle er sich gewißlich hüten; er bekräftigte dies mit so viel Schwüren und fügte so viel Bitten hinzu, daß Angiulieri sich endlich besiegt sah und erklärte, er sei damit zufrieden.

Beide traten nun eines Morgens ihren Weg an und gingen nach Buonconvento, um dort einen Imbiß zu sich zu nehmen. Hier hatte Angiulieri gefrühstückt, und

da die Hitze groß war, so ließ er sich im Gasthof ein Lager zurechtmachen, kleidete sich mit Fortarrigos Beistand aus und legte sich schlafen, indem er sagte, jener möchte ihn wecken, sobald die neunte Stunde schlüge.

Fortarrigo schlich sich, sobald Angiulieri schlief, in das Weinhaus, und nachdem er hier einiges getrunken hatte, fing er mit mehreren anderen an zu spielen. Diese hatten ihm in kurzer Zeit das wenige Geld, das er bei sich führte, abgenommen und gewannen ihm nun auch auf gleiche Weise die Kleider ab, die er trug. Begierig, sich wieder herauszureißen, begab er sich so im Hemde, wie er war, dahin, wo Angiulieri schlief, nahm ihm, als er ihn in tiefem Schlaf fand, aus der Börse alles Geld, das er darin hatte, kehrte zu dem Spiel zurück und verlor auch dies wie das übrige.

Inzwischen erwachte Angiulieri, erhob sich, kleidete sich an und fragte nach Fortarrigo. Als man ihn nicht fand, meinte Angiulieri, daß er wohl irgendwo seinen Rausch ausschlafen möge, wie er sonst zu tun gewohnt war, beschloß deshalb, ihn im Stich zu lassen, ließ Sattel und Felleisen seinem Rosse auflegen und dachte sich in Corsignano mit einem anderen Diener zu versehen.

Als er jedoch im Begriff, abzureisen, den Wirt bezahlen wollte, fand er sein Geld nicht; groß war der Lärm, der hierauf folgte, und das ganze Wirtshaus geriet in Aufruhr, als Angiulieri behauptete, er sei darin bestohlen worden, und als er drohte, er wolle sie alle gefangen nach Siena führen lassen.

Siehe, da erschien mit einmal im Hemde Fortarrigo, der kam, um auch die Kleider zu nehmen, wie er das Geld genommen hatte. Als er den Angiulieri im Begriff sah, zu Pferde zu steigen, rief er: „Was soll das

bedeuten, Angiulieri? Wollen wir schon wieder fort? O, einen Augenblick warte nur! Gleich muß jemand kommen, der mein Wams für achtunddreißig Soldi zum Pfande hat; ich bin überzeugt, er gibt es uns für fünfunddreißig zurück, wenn wir ihn gleich bezahlen."

Während dieser Worte kam einer hinzu, der den Angiulieri dadurch, daß er ihm die Summe Geldes angab, die jener verloren hatte, überzeugte, daß Fortarrigo es gewesen sei, der ihm sein Geld genommen habe. Äußerst erzürnt hierüber, sagte Angiulieri dem Fortarrigo die heftigsten Schmähungen, und hätte er sich vor anderen nicht mehr als vor Gott gefürchtet, so würde er ihm Schlimmeres angetan haben. Doch so stieg er schnell zu Pferde, indem er ihm drohte, ihn bei der Gurgel aufzuhängen oder ihm bei Gefahr des Galgens den Bann von Siena her geben zu lassen.

Fortarrigo aber sprach immer weiter, als wenn der Angiulieri gar nicht zu ihm, sondern zu einem ganz anderen dies gesagt hätte. „O, Angiulieri, lassen wir doch in Gottes Namen alles dies Gerede, das ja doch zu nichts nütze ist, und bemerke nur das eine: wir bekommen es für fünfunddreißig Soldi wieder, wenn wir es gleich einlösen; doch zögerst du nur bis morgen, so läßt er nichts von den achtunddreißig ab, die er mir darauf lieh, und er tut mir den Gefallen nur, weil ich sie ganz nach meinem Wunsche anlegte. Sprich, warum wollen wir die drei Soldi nicht sparen?"

Als ihn Angiulieri so reden hörte, geriet er in Verzweiflung und besonders, als er sah, wie ihn alle, die umherstanden, angafften, indem sie zu glauben schienen, daß keineswegs Fortarrigo das Geld des Angiulieri verspielt, sondern daß vielmehr Angiulieri ihm das seinige vorenthalte. „Was habe ich", rief er daher, „mit deinem

Wams zu tun? Mögest du am Halse aufgehängt werden, der du mich nicht allein bestohlen und das meinige verspielt hast, sondern mich jetzt noch in meiner Reise aufhältst und mich zum besten haben willst."

Doch Fortarrigo hielt stand und sprach weiter, als sage er dies alles nicht zu ihm: „Wie? Warum willst du mich die drei Soldi nicht sparen lassen? Glaubst du, daß ich sie dir nicht wiedergeben könne? Tu es doch, wenn dir etwas an mir liegt. Wozu auch diese Eile? Nach Torrenieri kommen wir heute abend immer noch. Darum mach', suche deine Börse! Wisse, ich könnte ganz Siena durchsuchen und fände doch kein Wams, das mir so gut stände als dies; und dann: warum es ihm für achtunddreißig Soldi lassen, da es wohl vierzig wert ist und mehr, so daß du mich auf doppelte Weise in Schaden brächtest."

Angiulieri, schmerzlich betrübt darüber, sich erst von diesem Menschen beraubt und dann noch mit Worten aufgehalten zu sehen, antwortete ihm nicht weiter, sondern ritt auf dem Weg nach Torrenieri davon.

Fortarrigo aber, dem eine boshafte List einfiel, fing an, im Hemd, wie er war, hinter ihm her zu traben; als sie so etwa zwei Miglien gemacht hatten, wobei jener immer wegen des Wamses bettelte und Angiulieri, um sich diese Qual von den Ohren wegzuschaffen, scharf zuritt, erblickte Fortarrigo einige Arbeiter im nahen Felde an der Straße, gerade vor dem Angiulieri, rief diesen laut zu und schrie: „Haltet ihn, haltet ihn!" Diese eilten, der eine mit seinem Spaten, der andere mit der Hacke, auf die Straße, stellten sich vor Angiulieri auf, und indem sie überzeugt waren, daß er den, der ihm so im Hemd schreiend nachlief, wohl beraubt haben müsse, hielten sie ihn auf und ergriffen ihn.

Wenig half es ihm, daß er ihnen erzählte, wer er sei und wie die Sache stände; denn bald kam Fortarrigo herbei und rief mit zornigem Gesicht: „Ich weiß fürwahr nicht, warum ich dich nicht totschlage, treuloser Räuber, der du dich mit dem Meinigen davon machtest!" Dann, zu den Bauern gewandt, fuhr er fort: „Seht, Ihr Herren, in welchem Aufzuge er mich im Gasthaus zurückgelassen hat, nachdem er vorher seinen letzten Heller verspielt hat. Wohl kann ich sagen, daß ich durch Gottes und Euren Beistand dies alles wiedererlangt habe, wofür ich Euch für immer verpflichtet sein werde."

Angiulieri antwortete nun zwar, allein seine Worte wurden nicht gehört. Mit Hilfe der Bauern zog ihn Fortarrigo vielmehr vom Pferde auf die Erde herab, kleidete ihn aus, zog sich seine Kleider an, stieg dann aufs Pferd, ließ den Angiulieri im Hemd und ohne Strümpfe zurück und kehrte nach Siena heim, überall versichernd, er habe dem Angiulieri Pferd und Kleider im Spiel abgewonnen. Jener aber, der vor seinem Kardinal in der Mark reich zu erscheinen gehofft hatte, kehrte nun arm und im Hemd nach Buonconvento zurück und wagte für jetzt aus Scham nicht, nach Siena zurückzugehen. Nachdem man ihm jedoch Kleider geborgt hatte, bestieg er einen Klepper, den Fortarrigo geritten hatte, und reiste damit zu seinen Verwandten nach Corsignano, bei denen er so lange blieb, bis er aufs neue von seinem Vater Unterstützung erhalten hatte.

So vernichtete die boshafte List des Fortarrigo den verständigen Plan des Angiulieri; freilich blieb sie bei Zeit und Gelegenheit von jenem nicht ungerächt.





H. Gravelot inv. T. V. N. 7. Ouvrier Sculp.

FÜNFTE GESCHICHTE

Calandrino verliebt sich in ein junges Mädchen, und Bruno macht ihm ein Amulet, mit dem er sie berührt, und dann geht er mit ihr abseits; hier aber von seiner Frau überrascht, bekommt er heftige und schlimme Händel.

Als Neifila ihre nicht lange Geschichte beendet und die Gesellschaft, ohne viel über sie gelacht und gesprochen zu haben, darüber wegging, wandte die Königin sich gegen Fiammetta und gebot ihr fortzufahren. Fröhlich antwortete diese, daß sie das gern wolle, und begann:

Anmutige Mädchen, wie ich glaube, wißt ihr, daß noch niemals von etwas so viel gesagt worden ist, daß nicht noch mehr, was gefällt, davon zu sagen übrig wäre, wenn der Erzähler Zeit und Ort, so wie die Sache es verlangt, dafür gebührend auszuwählen versteht. Wenn ich darum Rücksicht auf den Zweck nehme, warum wir hier versammelt sind (der doch einzig und allein darin besteht, Freude und gute Zeit zu haben und nichts weiter), so meine ich, daß alles, was Freude und Vergnügen bringen kann, hier seinen Ort und seine gebührende Zeit findet und daß, wenn wir auch schon tausendmal von einem Gegenstand gesprochen hätten, es doch noch Vergnügen machen müsse, aufs neue davon zu reden. Deshalb, mögen wir auch von den Geschichten des Calandrino schon oft gesprochen haben, wage ich doch, da sie alle höchst ergötzlich sind, euch noch eine mitzuteilen, die ich leicht mit anderen Namen zusammensetzen und vortragen könnte, die ich aber, da die Abweichung von der Wahrheit des Geschehenen im Erzählen eine große Verringerung des Vergnügens zu sein pflegt, euch der Wahrheit gemäß in der gehörigen Form erzählen will.

Niccolò Cornacchini war unser Mitbürger und ein reicher Mann, der unter anderen Besitzungen eine sehr schöne in Camerata besaß, auf der er ein anständiges und schönes Wohnhaus errichten ließ, und er verabredete nun mit Bruno und Buffalmacco, daß sie es ihm ausmalen sollten. Diese verbanden sich, da der Arbeit viel war, noch mit dem Nello und dem Calandrino und fingen an zu arbeiten.

In dieses Haus, in dem einige Zimmer eingerichtet, mit Betten und den anderen nötigen Dingen versehen waren, und wo nur eine alte Magd als Hüterin wohnte, pflegte ein Sohn des obengenannten Niccolò, ein junger, unverheirateter Mensch, namens Filippo, bisweilen irgendein Frauenzimmer zu seinem Vergnügen hinzuführen, sie ein oder zwei Tage dort bei sich zu behalten und dann wieder fortzuschicken.

Nun geschah es unter anderem, daß er einst ein Mädchen (welche man Niccolosa nannte und die ein schlechter Geselle, den man gewöhnlich den Mangione hieß, in seinem Hause in Camaldoli für sich hielt und zuweilen vermietete) eben dahinführte. Sie war schön von Gestalt, wohlgekleidet und für ein Mädchen ihrer Art gesittet und wohlredend genug.

Als sie nun eines Tages um Mittag aus ihrer Kammer getreten war und in einem weißen Unterrock, die Haare um das Haupt geschlungen, zu einem Brunnen ging, der im Hofe des Hauses war, um sich dort Hände und Gesicht zu waschen, traf es sich, daß gerade auch Calandrino nach Wasser herbeikam, sie sah und sie zutraulich grüßte. Sie antwortete ihm und fing an, ihn aufmerksam zu betrachten, mehr weil Calandrino ihr ein besonderer Kauz schien, als aus irgendeinem anderen Verlangen. Unser Calandrino schaute sie wieder an, und da

er sie schön fand, machte er sich allerhand zu schaffen und kehrte nicht mit dem Wasser zu seinen Kameraden zurück, allein da er sie nicht kannte, so wagte er nicht, ein Wort an sie zu richten.

Das Mädchen, das seine Blicke wohl bemerkt hatte, schaute ihn, um ihn zum besten zu haben, wieder einige Male an und stieß dabei mehr als ein Seufzerchen aus. Auf diese Art vergaffte sich denn Calandrino sogleich in sie und wich nicht eher vom Hofe, als bis sie von Filippo zurückgerufen wurde. Als Calandrino nun zu seiner Arbeit zurückkehrte, blieb er in einem Schnaufen; dies bemerkte gar bald Bruno, der ihm beständig auf die Finger sah und sich überhaupt an allem, was jener tat, sehr ergötzte. „Was, Teufel, hast du vor, Bruder Calandrino?“ fragte er daher. „Du tust ja nichts als schnaufen.“

„Bruder,“ entgegnete ihm Calandrino, „wenn ich jemand hätte, der mir beistände, ich wäre wohl daran.“

„Wie?“ fragte Bruno.

„Ach,“ erwiderte Calandrino, „man darf nur nicht davon reden. Aber da unten ist eine junge Schöne, die hübscher ist als eine Hexe und so verliebt in mich, daß du dich wundern würdest; eben jetzt bin ich ihrer erst gewahr geworden, als ich nach Wasser ging.“

„O weh,“ sagte Bruno, „nimm dich nur in acht, daß es nicht etwa des Filippo Frau ist.“

„Ich glaube es fast,“ sagte Calandrino; „denn er rief sie, und sie ging zu ihm in die Kammer. Aber was schadet das? In solchen Dingen wollte ich mich um unseren Herrn Christus selbst, geschweige denn um den Filippo, den Kuckuck scheren! Doch ich will dir die Wahrheit sagen, Bruder, sie gefällt mir so, daß ich es dir gar nicht sagen kann.“

„Bruder,“ entgegnete Bruno nun, „ich will für dich erkunden, wer sie ist, und ist es des Filippo Frau, so will ich deine Angelegenheiten in zwei Worten richtig machen; denn mit der bin ich sehr bekannt. Aber wie machen wir es, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Ich kann nimmer mit ihr sprechen, daß er nicht dabei ist.“

„Aus Buffalmacco mache ich mir nichts,“ sagte Calandrino; „aber hüten wir uns nur vor dem Nello; der ist mit der Tessa verwandt und könnte uns die ganze Geschichte verderben.“

„Richtig,“ sagte Bruno.

Nun wußte Bruno sehr wohl, wer jene war, da er sie hatte kommen sehen und da überdies Filippo es ihm gesagt hatte. Sowie also Calandrino ein wenig von der Arbeit fort- und hinausgegangen war, um sie zu sehen, teilte er dem Nello und dem Buffalmacco alles mit, und heimlich verabredeten sie nun miteinander, was sie ihm wegen dieser seiner Liebschaft antun wollten. Sobald er zurückkam, fragte ihn Bruno leise: „Hast du sie gesehen?“

„O freilich,“ antwortete Calandrino, „und sie hat mich totgemacht.“

„So will ich gehen,“ sagte Bruno, „und sehen, ob sie die ist, die ich glaube, und wenn dem so ist, dann laß mich nur machen!“

Bruno stieg nun die Treppe hinab, fand den Filippo und sie beisammen, erzählte ihnen der Reihe nach, wer Calandrino wäre und was er ihm gestanden hätte, und verabredete dann mit ihnen, was jeder zu tun und zu sagen hätte, um von dieser Liebschaft des Calandrino Spaß und Freude zu haben. Dann kehrte er zu Calandrino zurück und sagte: „Wohl ist's dieselbe, und des-

halb müssen wir das Ding fein klug anfangen; denn merkte Filippo die Sache, dann wüsche uns der ganze Arno mit seinem Wasser nicht rein. Doch sprich, was soll ich ihr von dir aus sagen, wenn es sich trifft, daß ich mit ihr zu reden komme?"

„Meiner Treu," antwortete Calandrino, „du magst ihr zuvörderst und zuerst sagen, daß ich tausend Scheffel der allerschönsten Liebe für sie im Leibe habe, dann, daß ich ihr ergebener Diener bin und ob sie nichts begehrt; hast du mich wohl verstanden?"

„Allerdings," sagte Bruno, „laß mich nur machen!"

Als nun die Essenstunde gekommen war und jene von der Arbeit gingen, stiegen sie in den Hof hinab, wo Filippo und die Niccolosa standen, und hielten sich hier etwas auf, um des Calandrino Angelegenheit zu betreiben. Calandrino blickte nun die Niccolosa an und begann die tollsten Gebärden von der Welt zu machen, so daß ein Blinder es hätte merken können. Die Schöne ihrerseits tat alles, wodurch sie ihn gehörig in Flammen zu setzen glaubte; Filippo aber, der an dem Benehmen des Calandrino den größten Spaß von der Welt fand, gab sich nach Brunos Anleitung das Ansehen, als ob er mit Buffalmacco und den übrigen spreche und von allem nichts bemerke. Nach einiger Zeit jedoch trennten sie sich wieder zum großen Leidwesen des Calandrino.

Auf dem Wege nach Florenz sagte Bruno zum Calandrino: „Ich sage dir, du machst, daß sie sich verzehrt wie Eis an der Sonne; aber, beim Leibe Christi, wenn du deine Zither mit zur Stelle bringst und zu dieser einen von deinen Liebesgesängen singst, so wirst du sehen, daß sie sich aus dem Fenster auf die Erde herabstürzt, um nur zu dir zu kommen."

„Meinst du, Bruder?“ sagte Calandrino. „Glaubst du, daß ich die Zither mitbringen soll?“

„Ei wohl,“ antwortete Bruno.

„Siehst du,“ sagte Calandrino, „du wolltest mir heute nicht glauben, als ich's dir sagte. Wahrhaftig, Bruder, ich merke, ich verstehe besser als ein anderer, zu erlangen, was ich will. Wer anders als ich hätte eine solche Dame wie sie so schnell verliebt machen können? Wahrhaftig, jene jungen Laffen nicht, die alles auf der Meermuschel ausposaunen und den ganzen Tag auf und ab laufen und doch in tausend Jahren nicht drei Hände voll Nußkerne erschnappen! Nun will ich aber, daß du mich noch ein wenig mit meiner Zither siehst; da wirst du ein Spiel sehen! Versteh' mich wohl, ich bin nicht etwa alt, wie du vielleicht glaubst, und sie hat das wohl bemerkt; sonst werde ich es ihr auch schon bestätigen, wenn ich sie erst beim Wickel kriege. Beim lebendigen Leibe Christi, ich will ihr ein Spiel zeigen, daß sie hinter mir herlaufen soll, wie das Kalb hinter der Kuh.“

„O,“ rief Bruno nun, „du wirst sie sicher fassen, und mir deucht schon, ich sehe dich, wie du sie mit diesen deinen Stummelzähnen in ihren roten Mund und ihre Rosenwangen beißt und sie dann ganz und gar verzehrst.“

Als Calandrino diese Worte hörte, glaubte er schon bei der Sache zu sein und schritt singend und hüpfend so froh einher, daß er nicht in seinem eigenen Fell Platz hatte.

Den folgenden Tag brachte er die Zither mit und sang zu dieser, zum großen Ergötzen der ganzen Gesellschaft, mehrere Lieder. Und kurz, der häufige Anblick der Schönen versetzte ihn in solchen Müßiggang, daß er keinen Strich mehr arbeitete, sondern tausendmal des

Tages bald an das Fenster, bald an die Tür und bald in den Hof hinablief, um sie zu sehen; das Mädchen aber, die nach Brunos Anweisung verfuhr, gab ihm auf listige Art vielerlei Anlaß dazu. Andererseits antwortete ihm Bruno stets auf seine Botschaften und richtete von ihrer Seite zuweilen dergleichen an ihn aus. War sie nicht zugegen, was meistens der Fall war, so ließ er Briefe von ihr ankommen, in denen sie ihm große Hoffnung machte, zu seinen Wünschen zu gelangen, jedoch unter dem Vergeben, daß sie sich jetzt im Hause ihrer Eltern aufhalte, wo er sie leider nicht sehen könne.

Auf diese Weise ergötzten sich Bruno und Buffalmacco, die die Sache eifrig betrieben, aufs höchste an dem Betragen des Calandrino, indem sie sich bisweilen, als wenn seine Dame dergleichen verlangt hätte, bald einen Elfenbeinkamm, bald eine Börse, bald ein Messerchen und andere ähnliche Kleinigkeiten geben ließen und ihm dafür allerhand unechte Ringe ohne allen Wert brachten, über die Calandrino sich unaussprechlich freute. Überdies aber gab er ihnen auch treffliche Vesperessen und erwies ihnen allerlei andere Ehre, damit sie sich seiner Angelegenheiten desto eifriger annehmen möchten.

Nachdem sie ihn auf diese Art wohl zwei Monate lang hingehalten hatten, ohne daß weiter etwas geschehen wäre, und als Calandrino nun sah, daß die Arbeit zu Ende ginge, und daher meinte, daß, wenn er seinen Liebeswunsch jetzt nicht in Erfüllung brächte, er diesen Wunsch wohl nie erfüllt sehen würde, fing er an, den Bruno sehr zu drängen und ihn anzutreiben. Deshalb und da das Mädchen gerade wiedergekommen war, nahm Bruno zuerst mit Filippo und ihr Abrede, was zu tun sei, und sprach dann zu Calandrino: „Sieh, Bruder,

diese Dame hat mir wohl tausendmal versprochen, zu tun, was du begehrst, doch hinterdrein tut sie nichts, und es scheint mir daher fast, als führte sie dich bei der Nase herum; doch schau, da sie nicht tut, was sie verspricht, so wollen wir sie schon, wenn anders du willst, es tun machen, mag sie nun wollen oder nicht."

„Ei ja, um Gottes Liebe willen," antwortete Calandrino, „mach', daß das bald geschieht!".

Bruno erwiderte: „Hättest du wohl den Mut, sie mit einem Amulett zu berühren, das ich dir geben will?"

„Ei, jawohl", antwortete Calandrino.

„Nun, so mach', daß du mir ein Stückchen Jungfernpergament verschaffst und eine lebendige Fledermaus, drei Körner Weihrauch und eine geweihte Wachskerze, und dann laß mich nur machen."

Calandrino stand den ganzen folgenden Abend mit seinen Netzen, um eine Fledermaus zu fangen, fing endlich eine und brachte sie mit den übrigen Sachen dem Bruno. Dieser zog sich in eine Kammer zurück, schrieb allerhand Unsinn und ein paar Zauberzeichen auf das Pergamentstück, brachte es ihm dann und sprach: „Wisse, Calandrino, wo du die Geliebte nur mit dieser Schrift berührst, gleich wird sie dir nachkommen und alles tun, was du nur willst. Wenn daher Filippo heute irgend einmal fortgeht, so nähere dich ihr in was immer für einer Weise, berühre sie damit und gehe dann in die Strohscheuer, die hier zur Seite und der gelegenste Ort ist, da niemand dort verkehrt; du wirst sehen, daß sie dir nachkommt, und wenn sie darin ist, so weißt du wohl, was du zu tun hast."

Calandrino war nun der glücklichste Mensch von der Welt, nahm die Schrift und sagte: „Bruder, laß mich nur machen!"

Nello, vor dem Calandrino sich so fürchtete, hatte von alledem denselben Spaß, den die übrigen genossen, und lieh mit ihnen die Hand dazu, ihn auszuführen. Deshalb begab er sich nun, wie Bruno ihm aufgetragen hatte, nach Florenz zu Calandrinos Frau und sagte ihr: „Tessa, du weißt noch, wieviel Schläge dir Calandrino ohne Ursache an dem Tage versetzte, als er mit den Steinen aus dem Mugnonetal heimkehrte, und deshalb will ich, daß du dich an ihm rächen sollst; denn tust du das nicht, so halte mich nie mehr für deinen Verwandten, noch für deinen Freund. Er hat sich dort oben in ein Frauenzimmer verliebt, und die ist so gemein, daß sie sich häufig mit ihm zusammen einschließt, und eben jetzt haben sie miteinander verabredet, wieder beisammen zu sein. Darum mußt du sogleich mit mir kommen, mußt ihn sehen und ihn gehörig züchtigen.

Als die Frau dies hörte, schien es ihr kein Spaß, vielmehr sprang sie auf und rief: „Wehe mir, der Straßenräuber! Tust du mir dergleichen? Beim Kreuze Gottes, das geht nicht so, ohne daß ich dir dafür heimzahle!“

Dann zog sie ihren Mantel an, nahm eine Frau zur Gesellschaft mit und begab sich mit Nello, wohl schneller als im Schritt, dahinauf.

Als Bruno sie von ferne kommen sah, sagte er zu Filipo: „Sieh, da kommt unser Bundesgenosse!“ Nun begab sich Filippo dahin, wo Calandrino und die anderen arbeiteten, und sagte: „Ihr Meister, ich muß sogleich nach Florenz; arbeitet indessen mit aller Kraft.“ Dann schied er und verbarg sich irgendwo, von wo er, ohne selbst gesehen zu werden, alles mitansehen konnte, was Calandrino vornahm.

Als dieser aber den Filippo etwas entfernt glaubte, stieg er in den Hof hinab, wo er die Niccolosa allein

fand, knüpfte ein Gespräch mit ihr an, und sie, die wohl wußte, was sie zu tun hatte, näherte sich ihm und bezeigte ihm noch etwas mehr Freundlichkeit, als sie sonst zu tun pflegte. Nun berührte Calandrino sie mit der Schrift, und sobald er sie berührt hatte, wandte er, ohne ein Wort zu sagen, seine Schritte nach der Strohscheuer, wohin die Niccolosa ihm sogleich nachfolgte. Als auch sie darin war, schloß sie die Tür, fiel dem Calandrino um den Hals, warf ihn auf das Stroh nieder, das dort auf der Erde lag, und sprang ihm rittlings auf den Leib, und indem sie ihm die Hände gegen die Schultern stemmte, ohne ihn sich an das Gesicht kommen zu lassen, blickte sie ihn, wie von großer Sehnsucht verzehrt, an und rief: „O, mein süßer Calandrino, Herz meines Körpers, meine Seele, mein süßes Gut, Ziel meiner Wünsche, wie lange habe ich danach begehrt, dich so zu besitzen und dich so nach aller Lust in meinen Armen halten zu können! Du hast mir mit deiner Liebenswürdigkeit ja den Faden aus dem Hemd gezogen, du hast mir mit deiner Zither das Herz gekraut; kann es endlich möglich sein, daß ich dich so halte?"

Calandrino, der sich kaum bewegen konnte, antwortete: „O meine süße Seele, laß mich dich küssen!"

„Hast du solche Eile?" entgegnete ihm Niccolosa. „Laß mich erst an dir sattschauen, laß mich meine Augen an deinem süßen Antlitz sättigen!"

Bruno und Buffalmacco waren unterdessen zum Filippo gegangen, und alle drei sahen und hörten nun dies mit an. Schon war Calandrino im Begriff, die Niccolosa dennoch zu küssen, da kam Nello mit Calandrinos Frau hinzu. Sobald er ankam, rief er: „Ich will zu Gott schwören, daß sie zusammen sind!"

Und als sie nun die Tür der Scheuer erreichten, stieß die

Frau wütend mit den Händen dagegen, daß sie aufsprang, trat hinein und erblickte nun die Niccolosa auf dem Calandrino. Als diese die Frau erblickte, sprang sie sogleich empor, ergriff die Flucht und begab sich dahin, wo Filippo war.

Monna Tessa aber stürzte dem Calandrino, der noch nicht aufgestanden war, mit ihren Nägeln ins Gesicht und zerkratzte es ihm ganz und gar; dann ergriff sie ihn bei den Haaren, zerrte ihn bald hier-, bald dorthin und schrie: „Du schändlicher Schmutzhund! Also tust du mir dergleichen! Verrückter Alter, verwünscht sei die Liebe, die ich zu dir gehabt habe! Meinst du nicht so viel in deinem Hause zu tun zu haben, daß du noch in anderer Leute Häuser auf Liebschaften ausgehst? O, seht mir doch den schönen Liebhaber! Kennst du dich nicht, du Wicht? Kennst du dich nicht, du Jammermensch? Wenn man dich ganz ausdrückte, nicht soviel Saft käme heraus, als zu einer einzigen Sauce not ist. Gottes Treu, diesmal war es nicht die Tessa, die dich geschwängert hat, und Gott verwirre sie, wer sie auch sei, denn es muß nicht viel an ihr sein, daß sie nach einem solchen Edelstein, wie du bist, Verlangen trägt."

Als Calandrino seine Frau kommen sah, war er mehr tot als lebendig und hatte nicht den Mut, sich im geringsten gegen sie zu verteidigen. Zerkratzt, mit zerrauftem und zerzaustem Haar, nahm er vielmehr still seinen Mantel, stand auf und fing nun an, die Frau demütig zu bitten, daß sie nicht so schreien möchte, wenn sie nicht wolle, daß er in Stücke gehauen werde; denn die, welche bei ihm gewesen, sei die Frau des Hausherrn selbst.

„Immerhin," rief die Frau, „und Gott verleihe ihr böse Zeit!"

Bruno und Buffalmacco, die mit Filippo und der Niccolosa über diese Geschichte nach Herzenslust gelacht hatten, traten nun hinzu, als würden sie von dem Lärm herbeigezogen, und nachdem sie mit vielem Reden die Frau beruhigt hatten, rieten sie dem Calandrino, sich nach Florenz aufzumachen und sich hier nicht mehr sehen zu lassen, weil Filippo, wenn er irgend etwas hiervon erführe, ihm gewiß ein übles Spiel bereiten würde.

So kehrte denn der arme trostlose Calandrino ganz zerzaust und ganz zerkratzt nach Florenz zurück, ohne den Mut zu haben, je wieder dort hinauf zu kommen, und Tag und Nacht von den Vorwürfen seiner Frau belästigt und gemartert, beschloß er auf diese Art seine glühende Liebe, nachdem er seinen Kameraden sowie der Niccolosa und dem Filippo nicht wenig zu lachen gegeben hatte.







H. Gravelot inv. T. V. N. 8. Lempereur Sculp.

SECHSTE GESCHICHTE

Zwei junge Männer übernachten bei einem verheirateten Manne, zu dessen Tochter einer der jungen Männer schleicht, während die Ehefrau statt zu ihrem Manne, ohne es zu merken, sich zu dem anderen legt. Darauf steigt der, welcher bei der Tochter war, irrtümlich zu dem Vater ins Bett und erzählt ihm alles, indem er es dem Freunde zu erzählen glaubt. Es entsteht Lärm unter ihnen. Die Frau merkt ihren Irrtum, schleicht zu der Tochter ins Bett und beschwichtigt von hier aus alles mit gewissen Worten.

Calandrino, der die Gesellschaft schon so oft hatte lachen gemacht, tat dies auch jetzt wieder; doch als die Damen über seine Abenteuer schwiegen, gebot die Königin dem Pamfilo, zu erzählen. Dieser aber sprach:

Ihr löblichen Damen, der Name der Niccolosa, Calandrinos Geliebten, hat mir eine Geschichte von einer anderen Niccolosa ins Gedächtnis gerufen, die mir euch zu erzählen gefällt, weil ihr durch sie sehen werdet, wie die Geistesgegenwart einer guten Frau ein großes Ärgernis hinwegzuräumen imstande war.

In der Talebene des Mugnone lebte vor noch nicht langer Zeit ein guter Mann, der den Reisenden für ihr Geld zu essen und zu trinken gab und, obwohl er arm und seine Hütte klein war, doch bisweilen im Falle dringender Not, zwar nicht jedermann, aber doch seine Bekannten beherbergte. Dieser hatte nun eine rechte Frau zum Weibe, von der er zwei Kinder besaß; das eine war ein hübsches und zierliches Mädchen von etwa fünfzehn oder sechzehn Jahren, das noch keinen Mann hatte; das andere ein kleiner Knabe von noch nicht einem Jahre, den die Mutter selbst nährte. Auf dies Mädchen nun hatte ein hübscher und gefälliger junger Mensch von gutem Stande aus unserer Stadt, der häufig in der Gegend verkehrte und sie feurig liebte, ein Auge

geworfen. Sie aber, die es sich zum großen Ruhme rechnete, von einem solchen Jüngling geliebt zu werden, verliebte sich, während sie ihn mit freundlichen Mienen in ihrem Liebesnetz zu erhalten suchte, gleicherweise in ihn, und schon oft würde diese Liebe zur Freude beider Teile ihren Erfolg gehabt haben, wenn Pinuccio, so hieß der Jüngling, nicht die Schmach des Mädchens und seine eigene gescheut hätte.

Doch von Tag zu Tag wuchs die Glut, und so flößte sie dem Pinuccio das Verlangen ein, sich mit ihr zusammenzufinden; da verfiel er auf den Gedanken, es möglich zu machen, daß er bei dem Vater übernachtete; denn weil die Einrichtung des Hauses seines Mädchens ihm bekannt war, hoffte er, daß er vielleicht mit ihr zusammensein könne, ohne daß irgend jemand es gewahr würde. Und sobald ihm dies eingefallen war, richtete er es auch ohne Aufschub ins Werk.

Er und ein vertrauter Genosse, namens Adriano, der von dieser Liebschaft unterrichtet war, nahmen eines Abends spät zwei Mietklepper, legten ihnen zwei Mantelsäcke auf, verließen Florenz, machten einen weiten Umweg und ritten dann nach dem Mugnonetal zurück, das sie erreichten, als es schon Nacht war. Hier drehten sie um, als kämen sie eben aus der Romagna an, ritten auf das Haus zu und klopften an die Tür des guten Mannes, der sogleich die Tür öffnete, da er mit beiden sehr bekannt war.

„Sieh," sagte Pinuccio zu ihm, „du mußt uns diese Nacht beherbergen; wir glaubten noch nach Florenz hineinzukommen, haben uns aber doch nicht so zu eilen gewußt, daß wir nicht zu so später Stunde, wie du siehst, hier angelangt wären."

„Pinuccio," antwortete ihm der Wirt, „du weißt wohl,

wie wenig ich eingerichtet bin, um solche Herren, wie Ihr seid, bei mir aufnehmen zu können; „doch da Euch einmal die späte Stunde hier überrascht hat und es keine Zeit mehr ist, anderswo unterzukommen, so will ich Euch für die Nacht gern beherbergen, wie ich kann."

Die jungen Männer stiegen nun ab, traten in das kleine Wirtshaus ein, brachten erst ihre Pferde unter und speisten dann, da sie zum Abendessen etwas mit sich gebracht hatten, zusammen mit ihrem Wirt.

Nun hatte dieser aber nur eine einzige kleine Kammer, in der die drei Betten, die im ganzen Hause waren, so gut aufgestellt waren, als der Wirt es verstanden hatte; bei alledem war, da zwei dieser Betten auf der einen Seite der Kammer standen und das dritte ihnen gegenüber auf der anderen Seite, nur so viel Raum übriggeblieben, daß man mit knapper Not zwischendurchgehen konnte. Von diesen drei Betten ließ der Wirt das am wenigsten schlechte für die beiden Reisegefährten zurichten und sie darin sich niederlegen. Dann, etwas später, während jedoch noch keiner von ihnen schlief, obschon sie taten, als ob sie schliefen, hieß er seine Tochter sich in das eine der beiden übriggebliebenen legen und bestieg mit seiner Frau das andere. Die letztere stellte nun noch neben ihr Bett die Wiege hin, in der sie ihren kleinen Sohn hatte.

Nachdem das Nachtlager auf diese Art eingerichtet war, stand Pinuccio, der alles wohl bemerkt hatte, als es ihm schien, daß sie alle eingeschlafen wären, leise auf, ging zu dem Bett hin, wo sein geliebtes Mädchen ruhte, und legte sich ihr zur Seite, indem er von ihr, wiewohl furchtsam, doch freudig empfangen wurde, und verweilte bei ihr im Genusse der Lust, die beide vor allem ersehnt hatten.

Während Pinuccio so bei dem Mädchen weilte, begab es sich, daß eine Katze etwas umwarf, worüber die Frau erwachte und es hörte. Besorgt, daß es etwas anderes wäre, stand sie im Finstern, so wie sie war, auf und ging dorthin, wo sie das Geräusch vernommen hatte. Adriano, der hierauf nicht achtete, erhob sich inzwischen aus Anlaß eines körperlichen Bedürfnisses gleichfalls, und während er dies abzumachen ging, traf er auf die Wiege, die die Frau dorthin gestellt hatte. Da er nun nicht, ohne die Wiege wegzunehmen, vorüber konnte, so ergriff er sie, hob sie von dieser Stelle weg und setzte sie an die Seite des Bettes nieder, wo er selbst schlief. Dann, nachdem er das verrichtet, weswegen er aufgestanden war, kehrte er zurück und legte sich, ohne weiter an die Wiege zu denken, wieder in sein Bett.

Die Frau, die unterdessen gesucht und gefunden hatte, daß das, was gefallen war, nicht das Vermeinte gewesen, wollte nicht erst Licht anzünden, um zu sehen, was es gewesen sei, sondern schimpfte nur auf die Katze, kehrte dann in die Kammer zurück und ging tappend auf das Bett zu, worin ihr Mann schlief. Da sie hier jedoch die Wiege nicht fand, so sprach sie bei sich selbst: „O, ich Ärmste! Seht nur, was ich eben zu tun im Begriff war! So wahr Gott lebt, ich ging gerade auf das Bett unserer Gäste zu!“ Dann machte sie sich ein wenig weiterhin, fand die Wiege endlich und legte sich nun in das Bett, an dessen Seite die Wiege stand, zum Adriano, während sie bei ihrem Manne zu liegen glaubte. Adriano, der noch nicht schlief, merkte dies, empfing sie gut und fröhlich, und ohne weiter ein Wort zu sagen, warf er zum großen Vergnügen der Frau sein Schiff mehr denn einmal auf die Backbordseite.

Während diese beiden so beschäftigt waren, fürchtete Pinuccio, daß der Schlaf ihn bei seiner Geliebten überraschen möchte, und da er die Freude genossen hatte, nach der er verlangt hatte, so erhob er sich von ihrer Seite, um in sein Bett zum Schlafen zurückzukehren. Auf dem Wege dahin traf er auf die Wiege und glaubte nun, dies sei das Bett des Wirtes, weshalb er denn ein wenig weiter ging und sich nun wirklich zu dem Bette des Wirtes verirrte und sich darin niederlegte. Dieser wachte durch die Ankunft des Pinuccio auf, verhielt sich aber ganz ruhig.

Pinuccio, der an der Seite des Adriano zu liegen glaubte, sprach nun: „Ich sage dir, wahrhaftig nichts Süßeres gab es in der Welt als diese Niccolosa! Beim Leibe Gottes, ich habe die größte Wonne empfunden, die nur je ein Mann bei einem Weibe genossen hat, und ich sage dir, sechsmal und öfter habe ich den Kelch der Freude geleert, seitdem ich von dir mich getrennt habe."

Als der Wirt diese Erzählung hörte, die ihm nicht allzu wohl gefiel, sagte er bei sich: „Was, Teufel, macht der hier?" Dann, mehr vom Zorn als von der Vernunft geleitet, sprach er: „Pinuccio, du hast eine große Schändlichkeit begangen, und ich weiß nicht, warum du mir dies angetan hast; aber beim Leibe Christi, du sollst mir dafür bezahlen."

Pinuccio, der nicht eben der verständigste junge Mann von der Welt war, erwählte nicht den Ausweg, seinen Fehler soviel als möglich wieder gutzumachen, sondern sprach: „Wofür soll ich dir bezahlen? Und was kannst du mir tun?"

Die Frau des Wirtes, die bei ihrem Manne zu liegen glaubte, sprach nun zu Adriano: „O weh, hörst du

unsere Gäste, die, ich weiß nicht was für einen Streit miteinander haben?"

„Laß sie nur," antwortete Adriano lachend; „Gott schicke ihnen böse Zeit; sie haben gestern zuviel getrunken."

Die Frau, der es doch dünkte, als hätte sie ihren Mann zanken gehört, merkte nun, als sie die Stimme des Adriano hörte, wo und bei wem sie sich befand; deshalb stand sie als verständige Frau, ohne ein Wort zu erwidern, schnell auf, nahm die Wiege ihres kleinen Sohnes und trug sie, obwohl in der Kammer auch nicht ein Schimmer Licht war, aufs Geratewohl zu dem Bette hin, wo ihre Tochter schlief, und legte sich zu dieser nieder. Dann aber, als wäre sie von dem Lärm, den ihr Mann machte, erwacht, rief sie ihn an und fragte ihn, was er mit Pinuccio für einen Streit habe.

„Hörst du nicht," antwortete der Mann, „daß er sagt, was er diese Nacht mit unserer Niccolosa gemacht hat?"

„Da lügt er gründlich in den Hals hinein," erwiderte die Frau, „denn bei der Niccolosa ist er nimmer gewesen. Ich habe mich gleich gestern zu ihr gelegt und seitdem nicht einen Augenblick schlafen können, und du bist ein Tropf, wenn du ihm glaubst. Ihr Männer trinkt immer des Abends so viel, daß Ihr des Nachts träumt und hier und dort umhergeht, ohne etwas von euch zu wissen, und dann glaubt ihr, ihr tut wunder was. Schade nur, daß ihr euch nicht den Hals brecht. Aber was macht denn Pinuccio dort? Und warum liegt er nicht in seinem Bett?"

Adriano seinerseits, der erkannte, wie klug die Frau ihre eigene Schmach und die ihrer Tochter zu verdecken wußte, sprach nun dazwischen: „Pinuccio, ich habe es

dir schon hundertmal gesagt, du sollst nachts nicht umhergehen; denn diese deine Untugend, im Schlafe aufzustehen und dann die Fabeln, die du träumst, als Wahrheiten zu erzählen, wird dich noch einmal ins Unglück bringen. Komm zurück, daß Gott dir eine üble Nacht schicke!"

Als der Wirt vernahm, was seine Frau und was Adriano sagten, fing er an, völlig überzeugt zu werden, daß Pinuccio träume; darum nahm er ihn bei der Schulter, rüttelte ihn und rief ihm zu, indem er sagte: „Pinuccio, wach doch auf und geh' zu deinem Bette zurück!"

Pinuccio, der, was hin und her gesprochen war, sich gut zusammenreimte, fing nun an, nach Art eines Träumenden, allerhand ferneren Unsinn zu sprechen, über den der Wirt das herzlichste Lachen von der Welt anschlug. Zuletzt jedoch, als er sich gerüttelt fühlte, tat er, als wache er auf, rief den Adriano und sagte: „Ist es schon Tag, daß du mich weckst?"

„Jawohl," antwortete Adriano, „komm nur her."

Jener verstellte sich weiter und spielte den Schlaftrunkenen, bis er endlich von der Seite des Wirtes aufstand und zu Adriano ins Bett zurückkehrte.

Als der Tag erschien und alle aufgestanden waren, lachte der Wirt noch herzlich über ihn und hatte ihn mit seinen Träumen zum besten. Und so von einer Rede auf die andere kommend, richteten die jungen Männer ihre Pferde wieder zu, legten ihnen die Mantelsäcke auf, tranken dann noch mit dem Wirt, stiegen darauf zu Pferde und kehrten nach Florenz heim, nicht minder zufrieden mit der Art, wie die Sache sich zugetragen, als mit ihrem Erfolge selbst.

Später aber wußte Pinuccio andere Wege zu finden

und traf noch oft mit der Niccolosa zusammen, die der Mutter beteuerte, er müsse sicherlich geträumt haben. Diese aber, die sich der Umarmung des Adriano erinnerte, dachte bei sich, sie allein sei die wachende gewesen.







H. Gravelot inv. T. V. N. 9. *Le Mire Sculp.*

SIEBENTE GESCHICHTE

Talano di Molese träumt, daß ein Wolf die Kehle und das Gesicht seiner Frau zerfleische, und rät ihr, sich in acht zu nehmen; sie tut es nicht, und es geschieht ihr.

Als Pamfilos Erzählung zu Ende und die List der Frau von allen höchlichst belobt war, befahl die Königin der Pampinea, nun ihre Geschichte zu erzählen. Diese begann daher:

Schon früher, anmutige Mädchen, haben wir unter uns von der Zuverlässigkeit der Träume, die viele verlachen, gesprochen, und darum will ich, obwohl schon davon erzählt ist, doch nicht unterlassen, euch in einer ziemlich kurzen Geschichte mitzuteilen, wie es einer meiner Nachbarinnen vor noch nicht gar langer Zeit erging, weil sie einem Traume, den ihr Mann von ihr hatte, nicht Glauben schenken wollte.

Ich weiß nicht, ob ihr hier einen gewissen Talano di Molese, einen sehr achtbaren Mann, gekannt habt. Dieser hatte ein junges und vor allen Dingen schönes Mädchen, namens Margarita, zur Frau genommen, die jedoch so überaus eigensinnig, unfreundlich und widerspenstig war, daß sie nichts machen wollte, wie andere es wünschten, noch ein anderer etwas nach ihrem Sinne zu tun vermochte. Dies war nun zwar dem Talano oft sehr schwer zu ertragen; allein da er es nicht ändern konnte, so duldete er es.

Nun begab es sich aber in einer Nacht, da Talano mit dieser seiner Margarita auf dem Lande, und zwar auf einer seiner Besitzungen, sich aufhielt, daß er schlafend im Traume seine Frau durch ein gar schönes Gehölz wandeln sah, das sie nicht weit von ihrem Hause entfernt besaßen. Und wie er sie so wandeln sah, träumte ihm, als käme von der einen Seite des Waldes ein großer

und fürchterlicher Wolf daher, der sie beim Halse packte und sie auf die Erde niederriß; während sie um Hilfe schrie, bemühte sich der Wolf, sie fortzuschleppen; endlich entrann sie seinem Rachen, jedoch so, daß ihr Hals und ihr Gesicht ganz von ihm zerrissen schien.

Am Morgen darauf, als sie aufstanden, sagte Talano zu Margarita: „Frau, obgleich deine Widerspenstigkeit mich nie einen frohen Tag mit dir hat genießen lassen, so sollte es mir doch leid tun, wenn dir ein Unglück widerführe; darum folge meinem Rat und geh heute nicht aus dem Hause." Und als er nun von ihr nach dem Warum gefragt wurde, erzählte er ihr der Wahrheit gemäß seinen Traum.

Die Dame schüttelte den Kopf und sagte: „Wer dir übel will, hat üble Träume von dir. Du tust sehr besorgt um mich, doch du träumst nur von mir, was du wünschest, daß mir geschehen möge; aber wahrhaftig, ich werde mich wohl in acht nehmen, heute und alle Zeit, dich weder durch dieses noch durch ein anderes Unglück zu erfreuen."

„Ich wußte wohl," sagte Talano hierauf, „daß du so sprechen würdest; denn das ist der Dank, den man gewinnt, wenn man anderen den Grind kämmt; aber glaube, was du willst, ich sage es aus guter Absicht, und von neuem rate ich dir, heute zu Hause zu bleiben oder wenigstens nicht in unser Gehölz zu gehen."

„Gut," sagte die Frau, „ich werde mich nach deinem Wunsche richten." Dann aber sprach sie zu sich selbst: „Ich werde schon ausfinden, warum dieser Mann hinterlistigerweise mir Furcht einflößt, daß ich heute nicht in unser Gehölz gehen soll. Gewiß hat er dort irgendeiner Verworfenen ein Stelldichein gegeben und will

nun nicht, daß ich ihn dabei betreffe. O, er hätte gut Kirschen essen mit den Blinden, und ich müßte sehr töricht sein, wenn ich ihn nicht kennte und wenn ich ihm glaubte! Aber gewiß, das soll ihm nicht gelingen, und ich muß doch sehen, und sollte ich auch den ganzen Tag draußen warten, was das für eine Ware ist, die er heute erhandeln will."

Und als sie dies gesagt hatte und der Mann auf der einen Seite das Haus verlassen hatte, ging sie auf der anderen hinaus, eilte, so heimlich sie konnte, ohne Aufschub nach dem Gehölz hin, verbarg sich hier an der dichtesten Stelle und horchte und schaute hier und dort umher, ob sie irgend jemand kommen sähe. Während sie auf diese Weise, ohne auch nur an einen Wolf zu denken, lauerte, siehe, da brach aus einem Dickicht, dicht neben ihr, ein großer und entsetzlicher Wolf hervor, und sie hatte kaum Zeit, „Herr, steh' mir bei!" zu rufen, als der Wolf sich ihr an den Hals stürzte, sie heftig faßte und sie hinwegzuschleppen anfing, als wäre sie ein kleines Lamm gewesen. Sie konnte weder schreien, so hatte er ihr die Kehle zugedrückt, noch sich auf irgendeine Art helfen, und so würde sie der Wolf, der sie davontrug, ohne Zweifel erwürgt haben, wäre er nicht auf einige Hirten getroffen, die ihn anschrien und sie fallen zu lassen nötigten.

Die Unglückliche und Beklagenswerte wurde von den Hirten erkannt, nach Hause getragen und hier nach langer Bemühung von den Ärzten geheilt, doch nicht so, daß sie nicht den ganzen Hals und einen Teil des Gesichts so voller Narben behielt, daß sie, die vorher für schön gehalten wurde, später immer widerwärtig und mißgestaltet aussah. Daher scheute sie sich denn zu erscheinen, wo sie irgend gesehen werden konnte,

und beweinte nun oft und bitter ihre Widerspenstigkeit, und daß sie in dem, was ihr nichts kostete, dem wahrhaftigen Traume ihres Mannes nicht hatte Glauben schenken wollen.







Eisen inv. T. V.N. 10. *Tardieu Sculp*

ACHTE GESCHICHTE

Biondello betrügt den Ciacco mit einem Imbiss, wofür sich Ciacco listig rächt, indem er ihn tüchtig durchbläuen läßt.

Allgemein behauptete jeder der fröhlichen Gesellschaft, was Talano im Schlafe gesehen, sei nicht sowohl ein Traum als eine Vision gewesen, so vollständig wäre alles eingetroffen, ohne daß etwas daran fehlte. Als indessen alle schwiegen, befahl die Königin der Lauretta fortzufahren, und diese sprach:

Wie fast alle, ihr verständigen Damen, welche heute vor mir erzählt haben, von etwas schon Besprochenem zu ihren Erzählungen veranlaßt worden sind, so bewegt auch mich die grausame Rache des jungen Gelehrten, die uns Pampinea gestern vortrug, euch von einer ähnlichen zu erzählen, die aber bei weitem nicht so grausam wie jene war, obwohl sie dem, der sie zu tragen hatte, hart genug schien.

Vernehmt daher, daß einst in Florenz ein Mann lebte, welchen jedermann Ciacco nannte, ein Leckermaul, wie es je eins gab, der, da sein Vermögen nicht ausreichte, die Kosten zu bestreiten, die seine Leckereien forderten, und da er übrigens gar wohl gesittet und voller guter und angenehmer Einfälle war, sich es zum Geschäft gemacht hatte, nicht geradezu ein Lustigmacher, wohl aber ein Lästermaul zu werden und mit denen zu verkehren, die reich waren und sich eines guten Tisches erfreuten. Bei solchen erschien er denn oft, auch ohne gerade eingeladen zu sein, zum Imbiß oder zum Abendessen.

Desgleichen lebte in jenen Tagen zu Florenz ein anderer Mann, der Biondello hieß, gar klein von Person, sehr zierlich und sauber, mit einer Kappe auf dem Kopfe, langem blonden Haupthaar, so glatt gekämmt,

daß auch nicht ein Haar verschoben war, und dasselbe Handwerk trieb wie Ciacco.

Dieser Biondello war eines Morgens in der Fastenzeit auf den Fischmarkt gegangen und wurde dort von dem Ciacco erblickt, als er eben zwei große Lampreten für einen Herrn namens de' Cherchi kaufte. Sogleich näherte sich Ciacco dem Biondello und sagte: „Nun, was bedeutet das?“

Und Biondello antwortete ihm: „Gestern abend wurden unserem Herrn Corso Donati drei noch viel schönere Lampreten, als diese sind, und ein Stör zugesandt; doch da ihm diese nicht genug schienen, um heute einigen Edelleuten ein Festmahl zu geben, so hat er mich gebeten, ihm noch zwei andere dazu zu kaufen. Kommst du nicht auch hin?“

„Du weißt wohl,“ antwortete Ciacco, „daß ich kommen werde.“

Und so ging er, als es ihm an der Zeit schien, zu Herrn Corsos Haus und fand ihn mit einigen seiner Nachbarn noch nicht zu Tisch gegangen. Als Herr Corso ihn fragte, was er mache, antwortete er: „Herr, ich komme, um mit Euch und Eurer Gesellschaft zu essen.“

„Du bist willkommen,“ antwortete ihm Herr Corso, „und da es denn an der Zeit ist, so laßt uns gehen!“

Man setzte sich nun zu Tische, wo man zuerst Kichererbsen mit eingesalzenen Bauchstücken vom Thunfisch hatte, darauf gebratene Fische aus dem Arno und weiter nichts. Ciacco ward nun wohl des Streiches inne, den Biondello ihm gespielt hatte, und innerlich nicht wenig ergrimmt darüber, nahm er sich vor, daß er ihm denselben bezahlen solle.

Nicht viele Tage vergingen, daß er jenem einmal wieder begegnete, der über diesen Streich schon viele

hatte lachen machen. Biondello grüßte ihn, als er ihn sah, und fragte ihn lachend, wie ihm die Lampreten bei Herrn Corso geschmeckt hätten.

„Ehe acht Tage vergehen,“ antwortete ihm Ciacco, „sollst du das besser wissen als ich.“

Und nun machte er sich ohne Aufschub davon, suchte sich, nachdem er von Biondello Abschied genommen hatte, einen verschmitzten Trödler auf, traf mit diesem Abrede wegen des Preises, gab ihm eine große gläserne Weinflasche, führte ihn dann dicht an die Säulenhalle der Cavicciuli und zeigte ihm in dieser einen Ritter, namens Filippo Argenti, einen großen, kräftigen und sehr starken Mann, der mehr als irgendein anderer hitzig, jähzornig und wunderlich war, und sagte zu ihm: „Geh du zu ihm mit dieser Flasche in der Hand und sprich zu ihm: ‚Herr, mich schickt Biondello zu Euch und läßt Euch bitten, daß es Euch gefalle, ihm diese Flasche mit Eurem guten roten Wein rubinrot zu färben, er will sich mit einigen seiner Genossen eine frohe Stunde machen.‘ Und dann gib wohl acht, daß er dich nicht etwa packt, denn er würde dir ein übles Spiel machen, und du hättest mir meinen Plan verdorben.“

„Habe ich sonst noch etwas zu sagen?“ fragte der Trödler.

„Nein,“ antwortete Ciacco, „und wenn du das gesagt hast, so komm mit der Flasche zu mir zurück, und ich werde dich dafür bezahlen.“

Der Trödler setzte sich in Bewegung und richtete bei Herrn Filippo seine Botschaft aus. Als Meister Filippo, der nur wenig brauchte, um in Zorn zu geraten, dies hörte, glaubte er, daß Biondello, den er wohl kannte, ihn zum besten haben wollte, und ganz verfärbt im Gesicht, rief er: „Was willst du mit deinem Rubinrot-

färben und deinen Genossen? An den Galgen mit dir und mit ihm!" Und damit sprang er auf und streckte den Arm aus, um den Trödler zu packen; allein dieser, der auf seiner Hut war, war schneller als er, ergriff die Flucht, kehrte auf einem anderen Wege zu Ciacco zurück, der alles mit angesehen hatte, und hinterbrachte ihm, was Meister Filippo gesagt hatte.

Ciacco war zufrieden, bezahlte den Trödler und ruhte nun nicht eher, als bis er auch den Biondello gefunden hatte, zu dem er sagte: „Warst du kürzlich bei der Loggia der Cavicciuli?"

„Nein," antwortete Biondello; „warum fragst du mich danach?"

„Weil ich dir sagen kann," antwortete Ciacco, „daß Herr Filippo dich überall suchen läßt; ich weiß nicht, was er von dir will."

„Gut," sagte Biondello hierauf, „ich gehe in der Richtung und werde mit ihm reden."

Biondello schied nun, und Ciacco ging ihm nach, um zu sehen, wie die Sache ausgehen würde.

Meister Filippo, der den Trödler nicht hatte einholen können, war wütend zurückgeblieben und nagte an seinem Zorn, da er aus den Worten des Trödlers nichts von der Welt entnehmen konnte, als daß Biondello auf irgend jemandes Anlaß ihn müsse zum besten haben wollen. Und während er so noch an seinem Zorne nagte, erschien Biondello. Sowie er diesen erblickte, trat er ihm entgegen und gab ihm eine tüchtige Maulschelle ins Gesicht.

„Weh, Herr!" rief Biondello. „Was soll das bedeuten?"

Doch Messer Filippo ergriff ihn bei den Haaren, zerriß ihm seine Kappe auf dem Haupte, warf ihm seinen

Mantel zu Boden und schrie, indem er ihn tüchtig durchbleute: „Verräter, du sollst schon sehen, was das bedeutet. Was schickst du zu mir und läßt mir sagen von Rubinrotfärben und Genossen? Denkst du, ich sei ein Kind, um mich so zu foppen?“ Und indem er so sprach, schlug er ihm mit seinen Fäusten, die nicht anders als von Eisen schienen, das ganze Gesicht entzwei und ließ ihm auf dem ganzen Kopf nicht ein Haar, das ihm noch gut gestanden hätte. Dann wälzte er ihn in dem Schmutze, zerriß ihm alle Kleider am Leibe und war bei der ganzen Sache so eifrig, daß Biondello nach seinem ersten Worte weder ein zweites mehr sagen, noch ihn fragen konnte, warum ihm dies alles geschehe. Er hatte wohl von dem Rubinrotfärben und den Genossen gehört; allein er wußte nicht, was das bedeuten sollte.

Endlich, nachdem ihn Meister Filippo wohl zerbleut hatte, rissen ihn mehrere, die umherstanden, mit der größten Mühe von der Welt, so zerzaust und übel zugerichtet, wie er war, aus Filippos Händen und sagten ihm dann, warum Meister Filippo so gehandelt habe, wobei sie ihn aber auch tadelten, daß er ihm dergleichen Botschaften geschickt habe, da er nachgerade doch wohl diesen Herrn kennen müsse, und daß Filippo kein Mann sei, mit dem man spaßen könne. Biondello rechtfertigte sich weinend und beteuerte wiederholt, daß er nie zu Meister Filippo nach Wein geschickt habe.

Nachdem er sich dann einigermaßen wieder instand gesetzt hatte, kehrte er traurig und wehklagend nach Hause zurück und merkte nun wohl, daß dies ein Werk des Ciacco sei. Als viele Tage später die blauen Flecke aus dem Gesicht verschwunden waren und Biondello wieder auszugehen anfing, traf es sich, daß Ciacco ihm begegnete, und lachend fragte er ihn: „Biondello, nun

wie schmeckte dir neulich der Wein von Meister Filippo?"

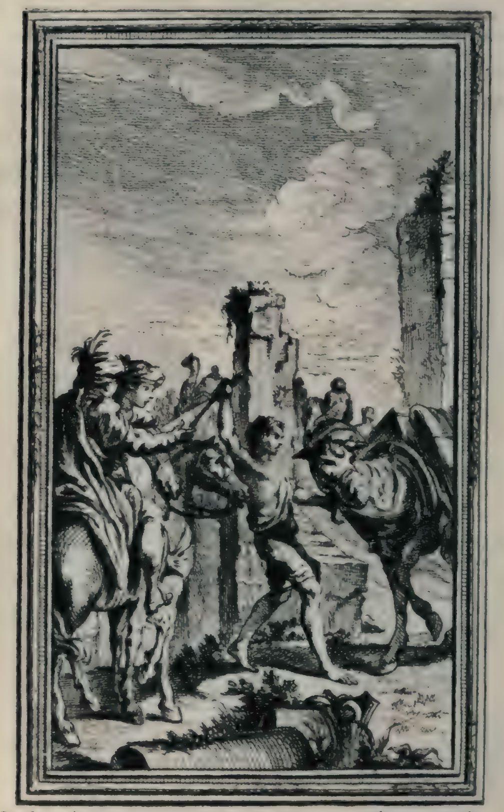
„Ich wollte," antwortete Biondello, „daß dir die Lampreten des Herrn Corso ebenso geschmeckt hätten!"

„Es steht jetzt bei dir," antwortete Ciacco hierauf, „ob du mir noch einmal so gut zu essen geben willst, wie du getan hast; geschieht es, so werde ich dir dafür auch sicher wieder einen guten Trank bereiten, wie du ihn gekostet hast."

Biondello, der nun wohl einsah, daß er gegen Ciacco mehr Böses im Schilde führen als verwirklichen könne, bat Gott um seinen Frieden und hütete sich von jetzt an wohl, ihn je wieder zum besten zu haben.







H Gravelot inv T. V. N. 11. *Flipart Sculp*

NEUNTE GESCHICHTE

Zwei junge Leute fragen den Salomo um Rat: der eine, wie er geliebt werden, der andere, wie er seine widerspenstige Frau bessern könne; dem ersten antwortet er, er solle lieben, dem zweiten, er solle zur Gänsebrücke gehen.

Niemand anderes als die Königin selbst blieb jetzt zum Erzählen übrig. Nachdem die Damen daher noch viel über den unglücklichen Biondello gelacht hatten, fing sie heiter folgendermaßen zu reden an:

Liebenswürdige Mädchen, wenn wir mit gesundem Sinn die Ordnung der Dinge überdenken, so werden wir leicht einsehen, daß die gesamte Menge der Frauen durch Natur, Sitte und Gesetz den Männern unterworfen ist und nach dem Gutbefinden dieser sich zu betragen und einzurichten hat und daß daher jede, die Ruhe, Freude und Zufriedenheit mit den Männern genießen will, unterwürfig, duldsam und ergeben sein muß; ihre Ehrbarkeit zu geschweigen, die der höchste und besondere Schatz jeder verständigen Frau ist. Wenn uns hierzu nicht die Gesetze, die das gemeine Wohl in allen Dingen berücksichtigen, das Herkommen und die Sitte anleiteten, zeigt es uns die Natur deutlich genug, die uns am Körper zart und hinfällig, am Geist schüchtern und furchtsam gebildet hat, uns geringe Kräfte des Körpers, eine feinere Stimme und zarte Bewegungen der Glieder gegeben hat; alles Dinge, die bezeugen, wie sehr wir fremder Leitung benötigt sind. Wem es aber nottut, daß ihm geholfen und daß er geleitet werde, dem befiehlt die Vernunft auch unbedingt, daß er seinem Lenker gehorsam, unterwürfig und ergeben sei. Und wen anders haben wir zu Helfern und Lenkern als die Männer? So ist es denn Pflicht für uns, die Männer hoch zu ehren und uns ihnen zu unterwerfen, und die Frau,

welche sich hiervon entfernt, halte ich nicht allein schweren Tadels, sondern auch rauher Züchtigung für würdig.

Zu dieser Betrachtung, wiewohl ich sie auch wohl sonst schon angestellt habe, führte mich eben vorhin das zurück, was Pampinea von der widerspenstigen Frau des Talano uns erzählte, welcher Gott die Züchtigung schickte, die ihr Mann ihr nicht zu geben wußte, und deshalb sind meinem Urteil nach, wie schon gesagt, alle die einer rauhen und strengen Strafe würdig, die sich davon entfernen, freundlich, wohlwollend und fügsam zu sein, wie die Natur, die Sitten und das Gesetz es verlangen.

Darum gefällt es mir denn, euch von einem Rat zu erzählen, den Salomo einst erteilt hat und welcher als eine nützliche Arznei dienen kann, um alle die, von denen ich eben sprach, von solchem Übel zu heilen. Keine aber, die dieser Arznei nicht benötigt ist, glaube, daß es zu ihr gesagt sei, obwohl die Männer ein Sprichwort im Munde führen, welches sagt: Ein gutes Roß und ein schlechtes Roß braucht die Sporen, und ein gutes Weib und ein schlechtes braucht den Stock. Wer diese Worte launig erklären wollte, dem würde man leicht zugeben, daß sie, so wie sie lauten, vor allem wahr seien. Aber auch, wenn man sie moralisch erklären will, behaupte ich, daß man sie zugeben müsse. Denn alle Frauen sind von Natur hinfällig und leicht zu bewegen, und darum bedarf es des Stockes, um die Schlechtigkeit derer, die zu weit aus ihren angewiesenen Grenzen schweifen, zu strafen, auf der anderen Seite aber bedarf es ebenfalls des Stockes, um die Tugend derer zu unterstützen, die sich nicht hinreißen lassen, und um sie zu schrecken. Doch lassen wir jetzt das Predigen und

kommen zu dem, was ich im Sinn habe, euch zu erzählen.

Ich sage euch also, daß zu der Zeit, als schon die ganze Welt von dem hohen Ruhme der wunderbaren Weisheit Salomos erfüllt war, sowie davon, daß er diese Weisheit freigebig jedem zeigte, der aus eigener Erfahrung Gewißheit darüber erlangen wollte, gar viele Menschen aus verschiedenen Teilen der Welt bei dringendem und hohem Bedürfnis um Rat zu ihm eilten.

Unter anderen nun, die darum zu ihm wanderten, reiste dahin auch ein junger Mann, dessen Name Melissus war, ein edler und sehr reicher Herr, aus der Stadt Lajazzo, aus der er gebürtig war und wo er wohnte. Auf dem Wege nach Jerusalem traf es sich, daß er von Antiochia aus mit einem anderen Jüngling, namens Joseph, der denselben Weg machte, eine Strecke weit zusammenritt und, wie es denn Sitte der Reisenden ist, mit ihm in ein Gespräch kam.

Nachdem Melissus schon von Joseph dessen Stand, und woher er war, erfahren hatte, fragte er ihn auch, wohin er ginge und in welcher Absicht. Joseph erwiderte ihm, er reise zu Salomo, um von ihm einen Rat zu erbitten, welches Verfahren er mit seiner Frau einschlagen solle, die mehr als irgendeine andere widerspenstig und bösartig wäre und die er weder durch Bitten noch mit Schmeicheleien, noch sonst auf irgendeine andere Weise von ihrer Halsstarrigkeit abzubringen vermöge. Dann fragte er ihn gleichermaßen, woher er wäre, wohin er reise und zu welchem Zweck.

Melissus antwortete ihm: „Ich bin aus Lajazzo, und so wie du deinen Kummer hast, so habe auch ich den meinigen. Ich bin ein reicher, junger Mann und vertue das Meinige, indem ich offene Tafel halte und meinen

Mitbürgern Ehre erweise; aber seltsam und wunderbar ist es zu denken, daß ich bei alledem doch niemand finden kann, der mir wohl will. Darum gehe auch ich dahin, wohin du gehst, um einen Rat zu erhalten, wie ich es machen soll, um geliebt zu werden."

Nun reisten die beiden Gefährten zusammen weiter, gelangten endlich nach Jerusalem und wurden durch einen der Großen des Salomo bei ihm eingeführt. Melissus trug ihm kurz sein Anliegen vor, und Salomo antwortete ihm: „Liebe!"

Nach diesen Worten wurde Melissus sogleich hinausgeführt, und Joseph trug nun vor, weshalb er gekommen. Salomo antwortete ihm weiter nichts als: „Geh zur Gänsebrücke."

Als er dies gesagt hatte, wurde Joseph gleichfalls ohne Weilen aus der Gegenwart des Königs entfernt, fand draußen den Melissus wieder, der ihn erwartete, und teilte ihm mit, was er für eine Antwort bekommen habe. Sie überlegten diese Worte zusammen, und da sie weder Sinn noch irgendeine Ausbeute für ihr Bedürfnis darin entdecken konnten, glaubten sie sich verhöhnt und machten sich zusammen auf den Heimweg.

Nachdem sie einige Tage gewandert waren, gelangten sie an einen Fluß, über den eine schöne Brücke führte, und weil gerade eine große Karawane mit belasteten Maultieren und Saumrossen darüber hinzog, mußten sie so lange warten, bis diese vorüber war. Als nun die Tiere schon fast alle vorüber waren, sahen sie noch ein Maultier, das scheute, wie diese Tiere häufig tun, und auf keine Weise hinüber wollte. Deshalb griff denn der Maultiertreiber zu einem Stecken und fing an, das Tier erst ganz mäßig zu schlagen, damit es hinüberginge. Aber das Maultier sprang bald nach dieser, bald nach

jener Seite des Weges in die Quere, ging bisweilen sogar zurück und wollte auf keine Art hinüber; hierüber unmäßig erzürnt, fing der Treiber an, ihm mit dem Stecken die heftigsten Schläge von der Welt auf den Kopf, bald in die Seiten und bald auf den Rücken zu erteilen; doch alles half nichts.

Melissus und Joseph, die dies mit ansahen, riefen daher dem Treiber häufig zu: „Du Unmensch, was machst du? Willst du das Tier totschlagen? Warum bemühst du dich nicht, es sanft und leise vorwärts zu führen? Es würde eher kommen, als wenn du es so schlägst, wie du tust."

Doch der Treiber antwortete ihnen :„Ihr kennt eure Pferde, und ich kenne mein Maultier; darum laßt mich nur mit ihm machen." Nach diesen Worten fing er von neuem an, es zu schlagen, und so viele Streiche versetzte er ihm von der einen und von der anderen Seite, daß das Tier endlich vorwärts ging und der Maultiertreiber die Probe gewann.

Als nun die beiden Jünglinge im Begriff standen, weiterzureisen, fragte Joseph einen guten Mann, der am Ende der Brücke saß, wie dieser Ort heiße.

Der gute Mann antwortete ihm: „Herr, dies heißt hier die Gänsebrücke!"

Als Joseph dies hörte, erinnerte er sich der Worte Salomos und sagte zu Melissus: „Nun sage ich dir, Kamerad, daß der Rat, den mir Salomo gab, doch wohl gut und richtig sein könnte; denn ich erkenne jetzt deutlich, daß ich mein Weib nur nicht gehörig zu schlagen verstand; doch dieser Maultiertreiber hat mir gezeigt, was ich zu tun habe."

Einige Tage darauf gelangten sie nach Antiochia, und Joseph behielt den Melissus bei sich, damit er sich etliche

Tage ausruhe. Er selbst wurde ziemlich kalt von der Frau empfangen und gebot ihr, das Abendessen so zuzurichten, wie Melissus es angeben würde. Als dieser sah, daß Joseph es so wünschte, tat er dies in wenigen Worten. Die Frau aber machte, wie sie von alters her gewohnt war, nicht was Melissus bestellt hatte, sondern fast gerade das Gegenteil davon.

Als Joseph das sah, sagte er zornig: „War es dir nicht gesagt worden, auf welche Art du dieses Essen machen lassen solltest?"

Die Frau aber wandte sich hochmütig um und sagte: „Was soll das bedeuten? Warum ißt du nicht, wenn du essen willst? Wurde es mir anders gesagt, so gefiel es mir, es so zu machen, wie es mir paßte; ist es dir genehm, so ist es mir recht; wo nicht, so laß es bleiben."

Über diese Antwort der Frau wunderte sich Melissus und tadelte sie heftig; Joseph aber sprach, als er dies hörte: „Weib, du bist noch immer, wie du zu sein pflegtest; aber glaube mir, ich werde dich anders machen!" Dann zu Melissus gewandt, fuhr er fort: „Freund, jetzt werden wir sehen, welcher Art Salomos Rat war; ich bitte dich nur, es dir nicht leid sein zu lassen, zuzusehen und für ein Spiel zu halten, was ich tue. Und damit du mich darin nicht hinderst, so erinnere dich der Antwort, die uns der Maultiertreiber gab, als uns sein Tier leid tat.

„Ich befinde mich in deinem Hause," antwortete Melissus, „wo ich nicht willens bin, gegen dein Gutbefinden zu handeln."

Nun holte Joseph einen runden Stock von einem jungen Eichenstämmchen, ging in die Kammer, wohin die Frau, die aus Ingrimm vom Tische aufgestanden war, sich brummend begeben hatte, faßte sie bei den

Flechten, warf sie nieder und fing an sie heftig mit dem Stock zu schlagen. Zuerst schrie sie, dann fing sie an zu drohen; als sie aber sah, daß Joseph darum nicht aufhörte, fing sie, schon ganz zerschlagen, an, ihn bei Gott um Gnade zu bitten, daß er sie nicht töte, indem sie überdies beteuerte, daß sie nie wieder das geringste gegen seinen Wunsch und gegen sein Wohlgefallen tun wolle. Doch darum hörte Joseph noch immer nicht auf, sondern schlug sie mit jedem Hiebe immer heftiger, bald auf die Seite, bald auf die Hüften und bald auf die Schulter, als wollte er sie völlig braun und blau machen, und endete nicht eher, als bis er müde war; kurzum, kein Knochen und kein Teil blieb an dem Rücken der guten Frau, der nicht ganz mürbe war.

Dies getan, kehrte er zu Melissus zurück und sagte: „Morgen wollen wir sehen, wie sich der Ausspruch: ‚Geh zur Gänsebrücke!‘ erprobt haben wird.“ Dann erholte er sich etwas, wusch sich die Hände und speiste mit Melissus, worauf sie, als es ihnen Zeit dünkte, zur Ruhe gingen.

Die arme Frau aber erhob sich mit großer Mühe von der Erde und warf sich auf das Bett, von dem sie, nachdem sie sich, so gut sie konnte, erholt hatte, den folgenden Morgen sehr früh sich erhob und den Joseph fragen ließ, was er wünsche, das sie zum Imbiß machen solle.

Hierüber lachte dieser mit Melissus zusammen und bestimmte es. Als sie sich nun zu Tisch setzten, fanden sie alles aufs beste und ganz nach dem gegebenen Befehl zugerichtet, weshalb sie denn den Rat, den beide zuerst schlecht verstanden hatten, auf das höchste lobten.

Einige Tage später trennte Melissus sich von Joseph, kehrte nach seiner Heimat zurück und teilte einem

weisen Manne seiner Bekanntschaft mit, was er von Salomo für einen Rat erhalten habe. Dieser antwortete ihm: „Keinen wahreren und besseren Rat konnte er dir geben. Du weißt, daß du niemand liebst, und die Ehrenbezeigungen und Dienste, die du erweist, erweist du nicht aus Liebe für andere, sondern aus Prunksucht. Liebe daher, wie Salomo dir gesagt hat, und du wirst wieder geliebt werden."

So also wurde die widerspenstige Frau gebessert, und der junge Mann wurde geliebt, sobald er selbst liebte.







Boucher inv. T. V. N. 12. *Le Mire Sculp*

ZEHNTE GESCHICHTE

Don Gianni nimmt auf Gevatter Pietros Bitten eine Beschwörung vor, um dessen Frau in eine Stute zu verwandeln; doch als er im Begriff steht, ihr den Schwanz anzuheften, verdirbt Pietro den ganzen Zauber dadurch, daß er ruft, er wolle keinen Schwanz daran.

Die Geschichte, die die Königin erzählte, hatte den Damen etwas zu Murren und den jungen Männern zu lachen gegeben; als sie jedoch damit aufhörten, begann Dioneo folgendermaßen zu reden:

Reizende Damen, ein schwarzer Rabe unter vielen weißen Tauben ist deren Schönheit zuträglicher, als ein weißer Schwan wäre, und ebenso pflegt unter vielen Verständigen bisweilen ein minder Verständiger ihrer reifen Einsicht nicht nur Glanz und Schönheit, sondern auch Vergnügen und Lust zu mehren. Deshalb und weil ihr alle gar verständig und besonnen seid, muß ich, der ich etwas von einem Toren an mir habe, indem ich eure Vollkommenheit durch meinen Mangel nur glänzender mache, euch darum um vieles weiter sein, als wenn ich jene durch mein Verdienst verdunkele. Eben deshalb aber müßt ihr mir auch ein weiteres Feld einräumen, um mich so zeigen zu können, wie ich bin, und müßt geduldiger mich anhören, was ich euch zu erzählen im Begriff stehe. Ich will euch also eine Geschichte mitteilen, aus der ihr lernen könnt, wie genau man alles zu beobachten hat, was diejenigen anordnen, die durch die Kraft der Zauberei etwas ins Werk richten wollen, und wie der geringste Verstoß dagegen alles verdirbt, was der Beschwörer verrichtet hat.

Es lebte also vor wenigen Jahren ein Priester zu Barletta, der Gianni di Barolo hieß und der, weil er nur eine ärmliche Pfarre hatte, zu seinem Lebensunterhalt

mit einer Stute, die er besaß, anfing, Waren umherzuführen und, hier und dort auf den Märkten von Apulien umherziehend, zu kaufen und wieder zu verkaufen. Auf diesen Wanderungen schloß er eine genaue Bekanntschaft mit einem gewissen Pietro da Tresanti, der mit einem Esel dasselbe Gewerbe trieb wie er, und zum Zeichen der Liebe und Freundschaft nannte er ihn nach apulischer Art nicht anders als Gevatter Pietro.

So oft dieser nun nach Barletta kam, nahm er ihn immer mit in sein Pfarrhaus, behielt ihn bei sich zur Herberge und erwies ihm soviel Ehre, als er nur konnte. Gevatter Pietro andererseits, der überaus arm war und ein kleines Häuschen in Tresanti besaß, das kaum groß genug für ihn, seine junge und schöne Frau und seinen Esel war, nahm auch den Don Gianni, so oft dieser nach Tresanti kam, mit in sein Haus und bewirtete ihn, wie er konnte, aus Erkenntlichkeit für die Ehre, die dieser ihm in Barletta erwies. Doch was die Wohnung betraf, so konnte er ihn freilich, da Gevatter Pietro nichts als ein kleines Bett hatte, in dem er selbst mit seiner schönen Frau Gemmata schlief, nicht so aufnehmen, wie er wohl wünschte, sondern Don Gianni mußte, nachdem seine Stute zur Seite des Esels in einem kleinen Stall untergebracht war, sich damit begnügen, sich neben dieser auf ein wenig Stroh niederlegen.

Die Frau, die die Aufnahme kannte, die der Priester ihrem Manne in Barletta erwies, war mehrere Male, wenn der Priester kam, willens gewesen, zu einer ihrer Nachbarinnen, welche Zita Carapresa di Giudice Leo hieß, zum Schlafen zu gehen, damit der Priester mit ihrem Manne im Bette ruhen könne, und hatte es dem Don Gianni öfter gesagt; allein er hatte nie gewollt, und unter anderen Malen erwiderte er ihr einmal hierauf:

„Gevatterin Gemmata, mach dir um mich keine Sorge, ich bin gut untergebracht; denn so oft es mir gefällt, verwandle ich meine Stute in ein hübsches Mädchen und schlafe bei der, und dann, wenn ich will, mache ich sie wieder zur Stute, und darum will ich mich auch nicht von ihr trennen."

Die junge Frau wunderte sich zwar, doch glaubte sie es und erzählte es ihrem Manne wieder, indem sie hinzufügte: „Wenn er so sehr dein Freund ist, wie du sagst, warum läßt du dir diesen Zauberspruch nicht von ihm beibringen und lernst, daß du umgekehrt mich in eine Stute verwandeln könntest, um deine Geschäfte mit Esel und Stute zu betreiben, und wir verdienten dann doppelt soviel? Wären wir nach Hause zurückgekehrt, so könntest du mich ja wieder zur Frau machen, wie ich es bin."

Gevatter Pietro, der etwas zum Tropf hinneigte, glaubte die Geschichte, stimmte dem Vorschlage bei und begann nun, so gut er konnte, den Don Gianni zu bitten, daß er ihn die Sache lehren möchte.

Don Gianni gab sich alle Mühe, ihn von diesem törichten Wunsch abzubringen; allein da er dies nicht vermochte, so sagte er endlich: „Sieh, weil Ihr es denn durchaus verlangt, so wollen wir morgen, wie wir gewohnt sind, vor Tag aufstehen, und ich will Euch dann zeigen, wie man es macht. Das schwerste bei der Sache ist aber, den Schwanz anzuheften, wie du sehen wirst.

Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata hatten die Nacht kaum geschlafen, mit solcher Ungeduld erwarteten sie das Ereignis, als sie vor Tage aufstanden und den Don Gianni riefen, der nun im bloßen Hemd ebenfalls sich erhob, in die Kammer des Gevatter Pietro trat und sagte: „Ich weiß keinen Menschen auf der

Welt, dem ich dies täte, als Euch allein; doch weil Ihr es denn durchaus wollt, so will ich es tun. Allein Ihr müßt genau befolgen, was ich Euch sagen werde, wenn Ihr wollt, daß es gelingt."

Jene versicherten ihm, daß sie tun wollten, was er sagen würde.

Nun ergriff Don Gianni ein Licht, gab es dem Gevatter Pietro in die Hand und sagte zu ihm: „Gib wohl acht, was ich tue, behalte genau, was ich sagen werde, und hüte dich, wenn du nicht alles wieder verderben willst, was du auch sehen oder hören mögest, ein Wort zu sprechen, und dann bitte Gott, daß wir den Schwanz gut anheften."

Gevatter Pietro nahm das Licht und sagte, er wolle alles wohl verrichten.

Hierauf ließ Don Gianni die Gevatterin Gemmata sich nackt, wie sie zur Welt gekommen war, ausziehen und sich auf Händen und Füßen, wie die Stuten stehen, auf die Erde hinstellen, indem er sie gleichermaßen anwies, was ihr auch geschehen möge, kein Wort zu reden. Dann fing er an, ihr mit den Händen Gesicht und Kopf zu berühren, und sagte dabei: „Dies sei ein schöner Stutenkopf"; und ebenso berührte er ihre Haare und sprach: „Und dies sei eine schöne Stutenmähne", und ihre Arme betastend: „Dies seien nun schöne Beine und Füße einer Stute!" Als er dann ihre Brust befühlte und sie fest und rund fand, erwachte jemand und erhob sich, der nicht gerufen war; Don Gianni aber sagte: „Und dies sei eine schmucke Stutenbrust", und ebenso machte er es mit dem Nacken, dem Bauch und dem Rücken, mit Hüften und Beinen. Zuletzt, als ihm nichts mehr übrig blieb, als den Schwanz zu machen, hob er das Hemd auf, nahm den Pflanzstock, mit dem man

Menschen zu pflanzen pflegt, und steckte diesen schnell in die dazu bestimmte Furche, indem er sprach: „Und dies sei ein schöner Stutenschweif!"

Gevatter Pietro, der bis jetzt alles sorgfältig beobachtet hatte, rief, als er dies letzte sah und ihm davon nichts Gutes dünkte: „Don Gianni! Ich verlange keinen Schwanz! Ich verlange keinen Schwanz daran!"

Doch der Wurzelsaft, der alle Pflanzen keimen macht, war schon gekommen, als Don Gianni zurückzog und rief: „O weh, Gevatter Pietro, was hast du getan? Habe ich dir nicht gesagt, daß du kein Wort reden solltest, was du auch sehen möchtest? Die Stute war fast fertig, aber mit deinem Gerede hast du alles verdorben, und nun ist es nicht mehr möglich, sie heute wieder zu machen."

„Schon gut," sagte Gevatter Pietro; „aber ich wollte nun einmal keinen solchen Schwanz daran. Warum sagtet Ihr auch nicht zu mir: Mach du den! Und überdies setztet Ihr ihn zu tief an."

Don Gianni antwortete: „Weil du ihn das erstemal nicht so anzusetzen verstanden haben würdest wie ich."

Als die junge Frau diesen Streit hörte, stand sie auf und sagte in allem Ernst zu ihrem Manne: „Tropf, der du bist! Warum hast du deinen und meinen Vorteil so verscherzt? Hast du je eine Stute ohne Schwanz gesehen? Gott helfe mir, du bist arm, aber recht wäre es, wenn du es noch weit mehr wärest!"

Da es nun wegen der Worte, die Gevatter Pietro gesprochen hatte, kein Mittel mehr gab, aus seiner Frau eine Stute zu machen, so kleidete sie sich klagend und mißgelaunt wieder an, und Gevatter Pietro setzte, wie er gewohnt war, mit seinem Esel sein altes Gewerbe fort, bezog mit Don Gianni zusammen die Messe von

Bitonto, forderte aber nie wieder von ihm seine Zauberkunst kennen zu lernen.

Wie viel über diese Geschichte gelacht wurde, das kann die oder der sich wohl denken, welcher noch darüber lachen wird. Da aber nun die Erzählungen beendet waren, die Sonne schon anfing, matter zu werden und die Königin erkannte, daß das Ende ihrer Herrschaft gekommen sei, stand sie auf, nahm sich die Krone ab und setzte diese dem Pamfilo auf, der allein noch mit dieser Ehre zu erfreuen blieb, und sprach dann lächelnd: „Mein Gebieter, eine große Last wartet deiner, indem du als der letzte meine Mängel und die der übrigen, welche vorher deinen Sitz behauptet haben, wieder gutzumachen hast. Gott stärke dich dazu in Gnaden, wie er mir die Gnade erwiesen hat, dich zu unserem König erheben zu dürfen."

Pamfilo nahm diese Ehre fröhlich an und sagte: „Eure Eigenschaften und die meiner übrigen Untertanen werden es bewirken, daß auch ich Lob ernten werde, wie es die anderen getan haben." Dann besprach er nach dem Herkommen seiner Vorgänger mit dem Seneschall, was angemessen schien, und wandte sich nun wieder zu den harrenden Damen, indem er sagte:

„Liebevolle Mädchen, die Nachsicht Emilias, die heute unsere Königin war, gab euch, um euren Kräften etwas Erholung zu gewähren, die Erlaubnis zu reden, wovon es euch gefiele; da ihr nun also wieder ausgeruht sein werdet, halte ich es für gut, zu unserem gewohnten Gesetze zurückzukehren, und ich will darum, daß morgen jede von euch auf eine Erzählung über folgendes denke: nämlich von Menschen, die in Angelegenheiten der Liebe oder anderen Dingen Großmut oder Edelsinn bewährt

haben. Dies zu sagen und zu tun wird unzweifelhaft eure Seelen, die schon zum Guten geneigt sind, zu hochherzigen Taten entflammen, damit unser Leben, das in unserem sterblichen und zerbrechlichen Körper nicht anders als kurz sein kann, sich durch ehrenden Ruhm verewige; dies aber muß ja ein jeder, der nicht in der Weise, wie die Tiere tun, bloß dem Bauche dient, nicht allein begehren, sondern auch mit allem Eifer suchen und erstreben."

Dieses Thema gefiel der frohen Gesellschaft, und sie erhob sich nun mit Erlaubnis des neuen Königs von ihren Sitzen, überließ sich dann den gewohnten Zerstreuungen, zu denen jeder nach seinem Verlangen am meisten hingezogen wurde, und so taten sie bis zur Stunde der Tafel. Zu dieser fröhlich vereint und sorgfältig und in guter Ordnung bewirtet, erhoben sie sich am Ende derselben zu den gewohnten Tänzen, und nachdem man vielleicht tausend verschiedene Liedchen, mehr den Worten nach ergötzlich als dem Gesange nach meisterhaft, gesungen hatte, befahl der König Neifila, daß sie ein Lied anstimmen sollte. Diese begann daher mit klarer und heiterer Stimme sogleich anmutig und ohne Aufschub folgendermaßen:

Jung bin ich noch und gern erfreu' ich mich
Am heitern Liede in des Jahres Jugend;
Dank sei's der Lieb' und der Erinnerung Tugend.

Durch grüne Auen schweif' ich und betrachte
Die zarten Blumen, gelb und rot und weiß,
Die Ros' an ihrem Dorn, der Lilie Reis,
Und sie vergleich' ich liebend seiner Wange,
Dem Antlitz des, an dem ich hange,

Der mich gefesselt hält durch seine Tugend,
So daß ich nichts, als seinen Wunsch noch achte.

Und find' ich eine, die nach meinem Glauben
Ihm ähnlich ist und die dem Holden gleicht,
So pflück' und küss' ich sie, und hingeneigt
Red' ich zu ihr und öffne meine Seele,
Und gieße aus, was auch mein Herz verhehle;
Dann knüpf' ich sie, noch andre suchend,
Zum Kranz, den meine blonden Haar' umlauben.

Und jene Lust, die Blumen unserer Auen
Dem Auge reichen, gibt der Anblick mir,
Als säh' ich den vor meinen Augen hier,
Der mich mit Liebe hold entflammte;
Doch welch Entzücken ihrem Duft entstammte,
Das künd' ich euch nicht mit des Wortes Tugend,
Mit Seufzern nur bezeichnet sollt ihr's schauen.

Denn nimmer seht ihr sie von mir sich trennen,
Wiewohl bei andern, rauh und schwer,
Sie scheinen zart bei mir und heiß vielmehr
Und wehen leis' dem Holden an die Wange,
Und, hat er sie gefühlt, er weilt nicht lange,
Entzückt eilt er herbei und kommt, wenn suchend
Ich rufen will: „Komm, soll ich nicht verbrennen!"

Viel wurde vom Könige und den Damen allen Neifilas Gesang belobt; danach aber, da die Nacht schon sehr weit vorgeschritten war, befahl der König, daß bis zum folgenden Tage sich jeder zur Ruhe begeben sollte.





ES SCHLIESST

DES DECAMERON

NEUNTER TAG,

UND ES BEGINNT

DER ZEHNTE,

AN WELCHEM

UNTER PAMFILOS REGIMENT

VON MENSCHEN GESPROCHEN WIRD,

DIE IN ANGELEGENHEITEN DER LIEBE

ODER ANDEREN DINGEN

GROSSMUT UND EDELSINN

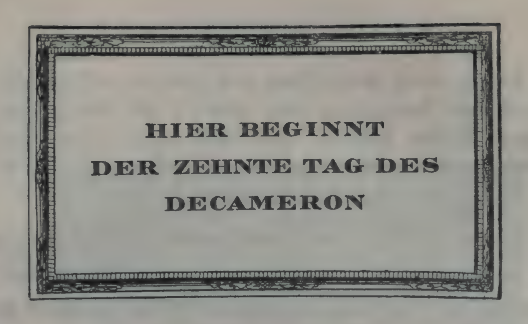
BEWÄHRT HABEN







Gravelot inv. del. T.V.N.XIII. *L. Lempereur Sculp.*



HIER BEGINNT DER ZEHNTE TAG DES DECAMERON

Noch waren einige Wölkchen im Westen gerötet, während schon die im Osten an ihren Rändern glänzend wie Gold geworden waren, kraft der Sonnenstrahlen, die sich ihnen nähernd sie trafen, als Pamfilo aufstand und die Damen und seine Genossen rufen ließ. Als alle herbeigekommen waren und er mit ihnen überlegt hatte, wohin sie zu ihrem Ergötzen gehen könnten, trat er langsamen Schrittes, von Filomela und Fiammetta begleitet, den Weg an; die anderen folgten ihnen alle, und viel über ihre künftige Lebensweise redend, gingen sie lange Zeit lustwandelnd umher. Doch nachdem sie einen ziemlich langen Spaziergang gemacht hatten und als die Sonne schon anfing, heißer zu scheinen, kehrten sie zu dem Schlosse heim. Rings um den klaren Quell her trank wer da wollte von dem kristallklaren Wasser, und dann vergnügte man sich unter den freundlichen Schatten der Bäume bis zur Essensstunde.

Nachdem sie aber gegessen und geruht hatten, wie sie gewohnt waren, versammelte man sich da, wo es dem König gefiel, und hier legte dieser der Neifila die Pflicht auf, zu erzählen. Heiter begann sie also:

ERSTE GESCHICHTE

Ein Ritter dient dem König von Spanien und glaubt, dafür schlecht belohnt zu sein, weshalb der König ihm mit sicherer Probe beweist, daß dies nicht seine, sondern seines bösen Geschickes Schuld sei, und ihn hierauf reichlich beschenkt.

Für eine große Gunst, ihr ehrenwerten Mädchen, muß ich es halten, daß unser König mir befohlen hat, bei einem so wichtigen Gegenstande, wie das Erzählen großmütiger Handlungen ist, den Anfang zu machen; denn, wie die Sonne Schmuck und Schönheit des ganzen Himmels ist, so ist die Großmut der Glanz und das Licht jeder anderen Tugend. Ich werde euch daher eine meines Erachtens ergötzende kleine Geschichte davon erzählen, die zu hören nicht anders als nützlich sein kann.

Ihr müßt also wissen, daß unter den anderen tapferen Rittern, die von langer Zeit her in unserer Stadt gewesen sind, einer, und vielleicht der allerehrenwerteste, Herr Ruggieri de' Figiovanni war. Dieser, reich und von großer Seele, sah ein, daß er, zufolge der Lebensweise und der Gewohnheiten in Toskana, wenn er hier weilte, wenig oder gar nicht seinen Mut würde zeigen können, und faßte daher den Entschluß, eine Zeitlang bei König Alfonso von Spanien zu weilen, dessen Tatenruhm zu dieser Zeit den jedes anderen Herrn überragte. Achtbar ausgerüstet mit Waffen, Rossen und Gefolge, begab er sich daher zu ihm nach Spanien und wurde von dem König freundlich aufgenommen. Hier verweilte nun Herr Ruggieri und gab sich bald durch seine glänzende Lebensweise und durch seine wunderbaren Waffentaten für einen würdigen Ritter zu erkennen.

Nachdem er schon geraume Zeit sich hier aufgehalten



H. Gravelot inv. T. V. N. 14. *P. F. Tardieu sculp.*



hatte und sorgfältig auf das Verhalten des Königs achtete, dünkte es ihm, daß derselbe ziemlich ohne Wahl bald diesem und bald jenem Schlösser, Städte oder Herrschaften schenkte, indem er solche an Menschen gab, die ihrer nicht einmal wert waren. Und weil der König dem wackeren Ritter, der sich für das hielt, was er auch war, nichts schenkte, so erachtete dieser, daß sein Ruhm darunter leiden könne, entschloß sich also, wieder fortzugehen, und bat daher den König um Urlaub.

Der König bewilligte ihn ihm und schenkte ihm eins der besten und schönsten Maultiere, das vielleicht je geritten wurde und das auf der langen Reise, die er zu machen hatte, Herrn Ruggieri sehr wert war. Als dies geschehen war, trug der König einem verständigen Diener auf, er solle sich auf die Art, die ihm die beste scheine, so einrichten, daß er mit Herrn Ruggieri reise, doch so, daß es nicht so aussehe, daß er vom König geschickt wäre, und alles, was jener von ihm sagte, sich genau merken solle, damit er es ihm berichten könne; am nächsten Morgen aber solle er ihm gebieten, zum Könige zurückzukehren. Der Diener hatte acht darauf, und als Herr Ruggieri die Stadt verließ, schloß er sich ihm vorsichtig an, indem er tat, als reise auch er nach Italien.

Herr Ruggieri ritt auf dem Maultier, das der König ihm geschenkt hatte, und so von allem Möglichen redend, sagte er, als es etwa um die dritte Morgenstunde war: „Ich meine, es sei wohlgetan, unseren Tieren Stallung zu geben."

Als sie nun in den Stall traten, stallten alle anderen Tiere, nur Ruggieris Maultier nicht. Als sie darauf weiterritten, der Knappe immer noch aufmerksam auf

jedes Wort des Ritters achtend, gelangten sie an einen Fluß, und als sie die Tiere hier tränkten, stallte das Maultier in den Fluß. Als Herr Ruggieri dies sah, rief er: „Strafe dich Gott, du Vieh; du bist gerade wie dein Herr, der dich mir schenkte!“

Der Diener fing dies Wort auf, und wiewohl er den ganzen Tag, da er mit ihm ritt, auch noch viele andere Bemerkungen sammelte, so hörte er ihn doch keine anderen, als zum höchsten Lobe des Königs sagen.

Als sie daher am folgenden Morgen zu Rosse stiegen, um nach Toskana weiterzureisen, richtete ihm der Diener den Befehl des Königs aus, woraufhin Herr Ruggieri sogleich umkehrte.

Der König hatte bereits erfahren, was er von dem Maultier gesagt hatte, ließ ihn zu sich rufen, empfing ihn mit freundlichem Gesicht und fragte ihn nun, warum er ihn mit seinem Maultier oder das Maultier mit ihm verglichen habe.

Herr Ruggieri antwortete mit offener Stirn: „Mein Gebieter, darum verglich ich es mit Euch, weil es, wie Ihr schenkt, wo es sich nicht ziemt, aber nicht schenkt, wo es sich geziemen würde, ebenso nicht stallte, wo dies am Platze war, sondern da, wo dies nicht der Fall war.“

Nun sagte der König: „Herr Ruggieri, daß ich Euch nicht wie so viele andere beschenkt habe, die im Vergleich mit Euch nichts wert sind, ist nicht deshalb geschehen, weil ich Euch nicht für einen gar wackeren Ritter erkannt hätte, der jedes Geschenkes wert wäre; sondern Euer Mangel an Glück, der mir nicht gestattet hat, Euch gebührend zu beschenken, hat daran Schuld und nicht ich; und daß ich die Wahrheit sage, will ich Euch sogleich handgreiflich beweisen.“

„Herr," entgegnete Ruggieri, „ich härme mich nicht darüber, keine Gabe von Euch empfangen zu haben, weil ich dergleichen nicht begehrt habe, um mich dadurch zu bereichern; sondern nur darüber, daß Ihr auf keine Art mir ein Zeugnis meines Verdienstes gegeben habt. Nichtsdestoweniger halte ich Eure Entschuldigung für gut und ehrenhaft und bin bereit zu sehen, was Euch gefallen wird, wiewohl ich Euch auch ohne Zeugnis glaube."

Nun führte ihn der König in einen großen Saal, wo, wie er vorher angeordnet hatte, zwei große verschlossene Koffer standen, und sagte in Gegenwart vieler zu ihm: „Herr Ruggieri, in einem dieser Koffer sind meine Krone, mein königliches Zepter und der Reichsapfel und außerdem viele schöne goldene Gürtel, Schlösser, Ringe und alle anderen kostbaren Edelsteine, soviel ich ihrer besitze. Der zweite ist mit Erde gefüllt; wählt nun einen davon, und der, den Ihr nehmt, sei Euer, und Ihr werdet dann sehen, wer gegen Euer Verdienst ungerecht gewesen ist, ich oder Euer Glück."

Als Herr Ruggieri sah, daß es dem König so gefiel, wählte er einen dieser Koffer; der König befahl ihm zu öffnen, und man fand nun, daß es der war, der mit Erde gefüllt war.

Lächelnd sagte nun der König: „Jetzt, Herr Ruggieri, könnt Ihr sehen, daß es wahr ist, was ich Euch von Eurem Glück sagte. Doch fürwahr, Eure Trefflichkeit verdient es, daß ich mich seiner Macht entgegensetze. Ich weiß, daß Ihr nicht willens seid, ein Spanier zu werden, und darum will ich Euch hier weder Schlösser noch Städte schenken, sondern jenen Koffer, den das Glück Euch entzog; dieser soll, ihm zum Trotz, Euer sein, damit Ihr ihn in Euer Vaterland mitnehmen und

Eures Verdienstes Euch mit dem Zeugnis meiner Gaben gebührend gegen Eure Landsleute rühmen könnt."

Herr Ruggieri nahm ihn, sagte dem König den Dank, der einem solchen Geschenk entsprach, und kehrte dann fröhlich mit dem Koffer nach Toskana heim.







H. Gravelot inv. *T. V. N. 15.* *P. E. Tardieu Sculp.*

ZWEITE GESCHICHTE

Ghino di Tacco nimmt den Abt von Cligni gefangen, heilt ihn von einem Magenübel und läßt ihn dann los. Dieser kehrt an den Hof nach Rom zurück, söhnt jenen mit dem Papst Bonifacius wieder aus uud macht ihn zum Hospitaliterritter.

Schon war die Großmut des Königs Alfonso gegen den florentinischen Ritter gerühmt worden, als der König, dem die Geschichte sehr gefallen hatte, Elisa fortzufahren befahl. Diese begann sogleich:

Zarte Mädchen, daß ein König großmütig gewesen sei und seine Großmut gegen den, der ihm gedient hatte, gezeigt habe, kann kein großes und preiswürdiges Werk genannt werden. Was sollen wir aber sagen, wenn erzählt werden wird, wie ein Priester wunderbare Großmut gegen einen Mann geübt hat, den er hätte anfeinden können, ohne deshalb von jemand getadelt zu werden? Nichts anderes fürwahr, als daß die Handlung des Königs tugendhaft, die des Priesters aber bewunderungswürdig war, um so mehr, als alle diese Pfaffen viel geiziger als die Weiber und geschworene Todfeinde aller Freigebigkeit sind. Und wenngleich jeder Mensch von Natur nach Rache für empfangene Beleidigung verlangt, so lassen sich doch die Priester, wie man sieht, obwohl sie beständig Langmut predigen und die Vergebung der Beleidigungen höchlich anpreisen, von noch glühenderer Rachsucht hinreißen, als andere Menschen. Dies aber, nämlich, wie großmütig ein Priester sich bewies, werdet ihr offenkundig aus folgender Geschichte erfahren.

Ghino di Tacco, ein Mann, den seine Grausamkeit und seine Raubsucht berüchtigt genug gemacht haben, war aus Siena vertrieben und wiegelte nun, als Feind der Grafen von Santa Fiore, Radicofani gegen die römische Kirche auf, setzte sich hier fest und ließ von seinem

Raubgesindel jeden, der durch die umliegende Gegend reiste, auffangen und berauben.

Zu der Zeit war Bonifacius der Achte Papst in Rom, und an dessen Hof begab sich der Abt von Cligni, den man für einen der reichsten Prälaten von der Welt hielt. Dort verdarb sich der Herr den Magen so, daß ihm von den Ärzten geraten wurde, die Bäder von Siena zu besuchen, wo er ohne Fehl genesen würde. Dies erlaubte ihm der Papst, und ohne sich viel um den Ruf des Ghino zu bekümmern, machte er sich nun mit großem Pomp im Aufzuge, mit Saumrossen, Pferden und Dienerschaft auf den Weg.

Ghino di Tacco hörte von seiner Ankunft, spannte seine Netze aus und schloß, ohne ein einziges Troßbüblein entwischen zu lassen, den Abt mit seiner ganzen Begleitung und ihren Sachen an einer engen Stelle des Weges ein.

Dies getan, schickte er einen der Seinigen, und zwar den Verschmitztesten, wohl begleitet zu dem Abt, dem er gar freundlich sagen ließ, daß es ihm gefallen möge, bei ihm, dem Ghino, im Schlosse abzusteigen.

Als der Abt dies vernahm, antwortete er höchst zornig, daß er dies nicht wolle, weil er mit Ghino nichts zu schaffen habe, sondern daß er weiterreisen würde und den sehen wolle, der ihm dies verwehren würde.

Hierauf entgegnete ihm der Abgesandte mit demütigem Tone: „Herr, Ihr seid an einen Ort geraten, wo man, Gottes Allmacht ausgenommen, nichts auf der Welt mehr für uns fürchtet und wo die Exkommunikationen und die Interdikte alle längst exkommuniziert sind, und darum gefalle es Euch, zu Eurem eigenen Besten hierin des Ghino Wunsch zu genehmigen."

Während dieses Gesprächs war bereits der ganze Ort

von Raubgesindel umringt, weshalb sich denn der Abt mit den Seinigen gefangen sah und, obwohl heftig erzürnt, nun mit dem Abgesandten, seiner ganzen Gesellschaft und allem Reisegerät den Weg nach dem Schlosse einschlug. Hier abgestiegen, wurde er, wie Ghino befohlen hatte, ganz allein in ein kleines, ziemlich dunkles und unbequemes Gemach des Schlosses gebracht, während jeder andere nach seinem Range in dem Schlosse ganz gemächlich eingerichtet und die Rosse und das Gerät in Sicherheit gebracht wurden, ohne daß irgend etwas berührt worden wäre.

Hierauf begab sich Ghino, den der Abt nicht persönlich kannte, zum Abt und sagte: „Herr, Ghino, dessen Gast Ihr seid, läßt Euch bitten, daß es Euch gefalle, ihm zu sagen, wo Ihr herkommt, wohin Ihr Euch begeben wollt und aus welcher Ursache."

Der Abt, der als ein verständiger Mann den Hochmut schon abgelegt hatte, eröffnete ihm, wohin er ginge und zu welchem Zweck.

Als Ghino dies vernommen, schied er und beschloß bei sich, den Abt ohne Bad zu heilen, und während er in der Kammer beständig ein großes Feuer unterhalten und dies wohl bewachen ließ, kehrte er bis zum folgenden Morgen nicht wieder zu ihm zurück. Dann aber brachte er ihm auf einem blendend weißen Tuche zwei Schnitten geröstetes Brot und einen großen Becher blanken Wein von Corniglia, welcher dem Abt selbst gehörte, und sagte zu diesem: „Herr, als Ghino jünger war, studierte er Medizin, und er behauptet, gelernt zu haben, daß gegen das Magenübel keine andere Arznei so gut sei, als die, welche er Euch bereiten wird und zu der die Dinge, die ich Euch hier bringe, der Anfang sind und darum nehmt und stärkt Euch."

Der Abt, welcher mehr Hunger als Lust zum Wortgefecht hatte, tat dies, wiewohl mit Unwillen, aß das Brot und trank den Wein, dann sprach er vielerlei stolze Dinge, fragte nach vielem, gab mancherlei Ratschläge und verlangte insbesondere, den Ghino zu sehen.

Ghino, der alles dies hörte, ließ einen Teil davon als gehaltlos unerwähnt, antwortete höflich auf anderes und versicherte, daß Ghino, sobald er nur könne, ihn besuchen werde; danach schied er von ihm. Und nicht eher, als am folgenden Tage, kehrte er mit ebensoviel geröstetem Brot und ebensoviel Wein zurück. So hielt er ihn nun mehrere Tage, bis er endlich bemerkte, daß der Abt einige trockene Bohnen, die er absichtlich und heimlich mitgebracht und zurückgelassen, aufgezehrt hatte, worauf er ihn denn im Namen des Ghino fragte, wie es ihm dünke, daß es mit seinem Magen gehe.

Hierauf entgegnete der Abt: „Ich würde mich völlig wohl befinden, wenn ich nur aus seinen Händen wäre; nächst diesem aber habe ich keinen so lebhaften Wunsch, als nur zu essen, so gut haben seine Mittel mich hergestellt.“

Ghino, der unterdessen mit des Abtes eigenen Geräten und von dessen eigener Dienerschaft ein schönes Gemach einrichten und ein großes Festmahl hatte bereiten lassen, zu dem außer vielen Männern aus dem Schloß auch die ganze Dienerschaft des Abtes geladen war, ging den folgenden Tag zu ihm und sagte: „Herr, da Ihr Euch nun wieder wohl fühlt, so ist es auch Zeit, das Krankenzimmer zu verlassen.“ Dann nahm er ihn bei der Hand, führte ihn in das bereitete Gemach und ließ ihn hier unter seinen Angehörigen, um inzwischen danach zu sehen, daß das Gastmahl recht glänzend würde.

Der Abt erfreute sich eine Weile mit den Seinigen und erzählte ihnen, wie seine bisherige Lebensweise beschaffen gewesen sei, wogegen sie ihm versicherten, daß sie auf das herrlichste von Ghino bewirtet worden seien. Als jedoch die Essensstunde kam, wurden der Abt und alle übrigen der Ordnung nach mit herrlichen Speisen und trefflichen Weinen bedient, immer noch, ohne daß sich Ghino dem Abt zu erkennen gab.

Nachdem dieser indessen noch mehrere Tage auf diese Art hier verweilt hatte, trat Ghino, der zuvor in einem Saale des Abtes sämtliche Sachen hatte zusammenbringen und auf dem Hofe seine sämtlichen Rosse bis zu dem elendesten Klepper hatte aufstellen lassen, zu dem Abt und fragte ihn, wie er sich befinde und ob er sich für stark genug halte zum Reiten.

Der Abt erwiderte ihm, daß er stark genug sei und sich am Magen ganz hergestellt fühle, so daß er sich völlig wohl befinden würde, wenn er nur aus Ghinos Händen wäre.

Jetzt führte Ghino den Abt in den Saal, wo seine Geräte und seine ganze Dienerschaft versammelt waren, und indem er ihn an ein Fenster treten ließ, von wo er alle seine Rosse auf dem Hofe übersehen konnte, sprach er: „Mein Herr Abt, Ihr müßt wissen, daß Ghino di Tacco, der ich selbst bin, nur dadurch, daß er als ein Edelmann aus seiner Heimat verbannt und arm ist und dabei zahlreiche und mächtige Feinde hat, nicht aber durch innere Bösartigkeit dahin gebracht worden ist, ein Straßenräuber und Feind des römischen Hofes zu werden, um sein Leben und seinen Adel verteidigen zu können. Doch weil Ihr mir ein ehrenwerter Herr scheint, denke ich, der ich Euch von einem Magenübel geheilt habe, Euch nicht zu behandeln, wie ich einen anderen

behandeln würde, von dem ich, wenn er, wie Ihr, in meine Hände gefallen wäre, mir den Teil seiner Sachen nehmen würde, der mir anstünde. Statt dessen gedenke ich, daß Ihr, mein Bedürfnis berücksichtigend, mir den Teil Eurer Sachen zubilligen möget, den Ihr selber bestimmt. Sie alle ohne Ausnahme stehen hier vor Euren Augen, und Eure Rosse könnt Ihr von diesem Fenster im Hofe übersehen, und nun nehmt einen Teil oder das Ganze, wie es Euch gefällt, und von Stunde an sei das Gehen oder das Bleiben in Eure Willkür gestellt."

Nicht wenig verwunderte sich der Abt, von einem Straßenräuber so hochherzige Worte zu hören, und diese gefielen ihm so sehr, daß Zorn und Unwille nicht nur augenblicklich verschwanden, sondern in Wohlwollen sich verwandelten und daß er, von Herzen Ghinos Freund geworden, ihn zu umarmen eilte und ausrief: „Bei Gott schwöre ich, daß ich, um die Freundschaft eines Mannes wie du zu gewinnen, gern ein viel größeres Unrecht ertrüge, als das ist, das du mir, wie ich bis jetzt glaubte, angetan hast. Verwünscht sei das Schicksal, das dich zu einem so verdammenswerten Gewerbe zwingt!" Hierauf ließ er von seinen vielen Sachen und ebenfalls von seinen Rossen für sich nur die wenigsten und notwendigsten auswählen, überwies alle übrigen dem Ghino und kehrte nach Rom zurück.

Der Papst hatte die Gefangenschaft des Abtes bereits erfahren, und obwohl sie ihn sehr geschmerzt hatte, so fragte er ihn doch, als er ihn sah, wie ihm die Bäder bekommen wären.

Lächelnd entgegnete der Abt hierauf: „Heiliger Vater, ich fand, bevor ich jene Bäder erreichte, einen trefflichen Arzt, der mich auf das vollständigste hergestellt hat." Und nun erzählte er ihm die Geschichte, worüber

der Papst herzlich lachte. Der Abt aber setzte das Gespräch fort und erbat sich vom Papste eine Gnade, die dem Adel seiner Gesinnung entsprach.

Dieser glaubte, daß er etwas anderes erbitten würde, und erbot sich bereitwillig zu tun, was er verlangen würde.

Nun sagte der Abt: „Heiliger Vater, was ich von Euch zu bitten gedenke, ist, daß Ihr dem Ghino di Tacco, meinem Arzt, Eure Gnade wieder verleiht; denn unter den tapferen und achtbaren Männern, die ich kennen gelernt habe, ist er gewiß einer der ausgezeichnetsten, und das Übel, das er tut, erachte ich mehr für die Schuld des Geschickes als für die seine. Ändert Ihr dieses aber dadurch, daß Ihr ihm verleiht, wovon er seinem Range gemäß leben kann, so zweifle ich keineswegs, daß Ihr in kurzem ebenso über ihn denken werdet wie ich.“

Als der Papst dies vernahm, sagte er als ein Mann von großer Seele, er wolle es gerne tun, wenn Ghino dessen so würdig sei, wie der Abt es sage; dieser möge ihn also unter sicherem Geleit nach Rom kommen lassen.

Vertrauensvoll erschien Ghino nun auf den Wunsch des Abtes am Hofe, und nicht lange war er in der Nähe des Papstes, als dieser ihn als einen wackeren Ritter erkannte, sich mit ihm aussöhnte und ihm eines der Groß-Priorate des Hospitals, zu dessen Ritter er ihn erhoben hatte, verlieh. Und diese Würde behielt er als ein Freund und Diener der heiligen Kirche und des Abtes von Cligni, solange er lebte.



Mithridanes, neidisch auf die Freigebigkeit des Nathan, bricht auf, um ihn zu töten, und begegnet ihm, ohne ihn zu kennen. Von ihm selbst über die Mittel, ihn zu töten, unterrichtet, findet er ihn, wie ihm gesagt war, in einem Haine. Hier erkennt er ihn tiefbeschämt und wird sein Freund.

Eine Geschichte, wie die soeben gehörte, erschien allen fürwahr, als hätten sie ein Wunder gehört, daß nämlich ein Priester einmal großmütig gehandelt haben sollte; doch als das Gespräch der Damen hierüber ein Ende nahm, befahl der König dem Filostrato fortzufahren, und dieser begann sogleich.

Edle Damen, groß war unstreitig der Edelmut des Königs von Spanien und beinahe unerhört der des Abtes von Cligni; doch vielleicht wird es euch nicht minder wunderbar erscheinen, zu hören, daß jemand, um gegen einen anderen, der sein Blut oder vielleicht sein Leben begehrte, Freigebigkeit zu üben, sinnreich bemüht war, ihm beides zu geben, und es getan haben würde, wenn der andere es zugelassen hätte, wie ich euch in meiner kleinen Erzählung zu zeigen gedenke.

Unzweifelhaft ist es, wenn anders wir den Berichten einiger Genuesen und anderer Leute trauen können, welche in jenen Gegenden waren, daß in dem Cattaio einst ein Mann von edlem Stamme und so reich, daß niemand sich mit ihm vergleichen konnte, lebte, der Nathan hieß. Dieser besaß ein Landgut nahe an einer Heerstraße, auf der fast notwendig jeder vorüberziehen mußte, der aus dem Westen nach dem Osten oder von Osten nach Westen reisen wollte, und da er von großer und freigebiger Gemütsart war und danach verlangte, durch seine Handlungsweise bekannt zu werden, so ließ er hier in kurzer Zeit von vielen Meistern, die er im



H. Gravelot inv. T. V. N. 10. *P. F. Tardieu Sculp.*



Dienste hatte, einen der schönsten, größten und reichsten Paläste, die jemals gesehen waren, herrichten und ihn mit allen den Dingen, welche zur Aufnahme und Bewirtung edler Männer geziemend waren, auf das beste ausstatten. Im Besitze einer großen und schönen Dienerschaft, ließ er einen jeden, der hin- und herwandelte, hier auf das gefälligste mit freundlichem Willkommen empfangen und bewirten. Und so lange beharrte er in diesem löblichen Gebrauch, daß nicht nur der Osten, sondern auch fast der ganze Westen ihn dem Rufe nach kannte.

Als er nun mit Jahren schon beladen, doch immer noch seiner gastlichen Freigebigkeit nicht überdrüssig war, begab es sich, daß sein Ruf auch zu den Ohren eines jungen Mannes, namens Mithridanes, aus einem Lande nicht fern von dem seinigen, gelangte. Dieser, der sich bewußt war, nicht weniger reich als Nathan zu sein, war auf dessen Ruf wie auf dessen Tugend neidisch geworden und beschloß bei sich, durch noch größere Freigebigkeit die des Nathan zu vernichten oder zu verdunkeln. Nachdem er einen Palast, dem des Nathan ähnlich, hatte erbauen lassen, fing er an, die ungemessensten Höflichkeiten, welche man je erwiesen hatte, jedem, der dort vorüber ging oder kam, zu erweisen, und ohne Zweifel wurde auch er in kurzer Zeit berühmt genug.

Nun geschah es aber eines Tages, daß, während der Jüngling ganz allein in dem Hofe seines Schlosses weilte, ein armes Weib, das durch eine der Türen desselben eingetreten war, ihn um ein Almosen bat und dies erhielt; dann, durch eine zweite Tür zu ihm zurückgekehrt, dies noch einmal empfing, und so fort bis zum zwölften Male. Als sie jedoch zum dreizehnten Male

wiederkehrte, sagte Mithridanes zu ihr: „Gute Frau, du bist gar eifrig in diesen deinen Bitten.“ Nichtsdestoweniger gab er ihr ein Almosen.

Als die Alte diese Worte hörte, rief sie: „O Freigebigkeit des Nathan, wie bist du bewunderungswürdig! Denn durch zweiunddreißig Tore, die sein Palast hat, gleich diesem, trat ich ein und bat ihn um Almosen, und nie wurde ich von ihm, so daß er es hätte merken lassen, erkannt, und immer erhielt ich die Gabe; und hier, wo ich nur zum dreizehnten Male erscheine, werde ich erkannt und verspottet.“ Und so sprechend, schied sie, ohne wieder zurückzukehren.

Als Mithridanes diese Worte der Alten vernahm, erachtete er, was er von dem Ruhme des Nathan hörte, für eine Beeinträchtigung des seinigen und wurde von wütendem Zorne ergriffen, so daß er ausrief: „Ich Unglücklicher, wann werde ich die Freigebigkeit des Nathan in großen Dingen erreichen, geschweige denn sie übertreffen, wie ich mich bestrebe, wenn ich selbst in den kleinsten ihr nicht nahe zu kommen imstande bin? Fürwahr, ich bemühe mich umsonst, wenn ich ihn nicht aus der Welt schaffe, und das will ich, da das Alter ihn nicht wegräumt, ohne Aufschub mit meinen eigenen Händen verrichten.“

Mit Ungestüm sprang er auf, und ohne seinen Entschluß jemanden mitzuteilen, stieg er mit geringer Begleitung zu Pferde und gelangte am dritten Tage dahin, wo Nathan wohnte. Nachdem er hier seinen Begleitern befohlen, daß sie tun sollten, als gehörten sie nicht zu ihm und ihn gar nicht kannten, und daß sie bis auf weitere Nachricht für ihr Unterkommen Sorge tragen möchten, langte er gegen Abend dort an, und wie er nun allein war, traf er nicht weit von dem schönen

Palast auf Nathan, der ganz allein und ohne alle Pracht im Anzuge dort lustwandelte. Er kannte ihn nicht und fragte ihn daher, ob er ihm sagen könne, wo Nathan weile.

Freundlich antwortete ihm dieser: „Mein Sohn, niemand ist in dieser Gegend, der dir das besser nachweisen könnte als ich, und darum will ich dich zu ihm führen, sobald es dir gefällt."

Der Jüngling erwiderte, daß ihm dies zwar sehr erwünscht sein werde, daß er aber, wenn es möglich wäre, von Nathan weder gesehen noch erkannt sein möchte.

„Auch dies", erwiderte ihm Nathan, „will ich machen, da es dir so gefällt."

Nachdem nun Mithridanes abgestiegen war, begab er sich mit Nathan, der ihn bald genug in angenehme Gespräche verflocht, zu dessen schönem Palaste. Hier ließ Nathan durch einen seiner Diener das Pferd des Jünglings abnehmen und befahl dem Diener (indem er ihm leise ins Ohr flüsterte), daß er sogleich alle Hausbewohner anweisen solle, dem Jüngling nicht zu sagen, er selbst sei Nathan; und so geschah es denn auch. Sobald sie im Palast waren, wies Nathan den Mithridanes in ein prächtiges Zimmer, in dem niemand anderes ihn sah als die, welche er zu seiner Bedienung angeordnet hatte, und während er ihn auf das herrlichste bewirten ließ, leistete er selbst ihm Gesellschaft. Obwohl nun Mithridanes ihn bei längerem Umgange wie einen Vater zu verehren anfing, fragte er ihn doch, wer er sei.

Nathan antwortete ihm: „Ich bin ein geringer Diener des Nathan, von Kindheit an mit ihm aufgewachsen und mit ihm alt geworden, und nie hat er mich zu etwas anderem, als du siehst, erhoben; weshalb ich denn

ihn eben nicht sehr zu preisen weiß, obwohl jeder sonst ihn lobt.“

Diese Worte gaben dem Mithridanes einige Hoffnung, nun mit besonderem Rat und größerer Sicherheit seinem schnöden Vorsatz Erfolg geben zu können. Höflich fragte Nathan auch ihn, wer er sei und welches Geschäft ihn hierher führe, indem er ihm zugleich seinen Rat und seine Hilfe in allem, was er für ihn zu tun vermöchte, anbot. Mithridanes zögerte etwas mit seiner Antwort; endlich aber beschloß er, sich ihm anzuvertrauen, und als er ihn nach einem langen Umschweif von Worten erst um seine Verschwiegenheit und dann um seinen Rat und seine Hilfe gebeten, entdeckte er ihm vollständig, wer er sei und warum und von welchem Antriebe bewogen er hier angekommen sei.

Als Nathan diese Erzählung und das grausame Vorhaben des Mithridanes hörte, entsetzte er sich zwar innerlich, allein ohne lange zu zögern, antwortete er ihm starken Mutes und mit festem Antlitz: „Mithridanes, dein Vater war ein edler Mann, und du willst nicht von ihm abarten, da du ein so hohes Unternehmen beschlossen hast, wie das ist, gegen jedermann freigebig zu sein; daher lobe ich denn auch den Neid, den du gegen Nathans Tugend empfindest; denn wäre dieser Neid häufig, so würde die Welt, die so elend ist, bald besser daran sein. Dein Vorhaben, das du mir entdeckt hast, soll ohne Zweifel verborgen bleiben, doch kann ich dazu mehr guten Rat als Beistand leisten, und dieser Rat ist folgender: Du kannst von hier, vielleicht eine halbe Miglie entfernt, ein kleines Gehölz erblicken, nach welchem Nathan fast jeden Morgen ganz allein geht und lange genug dort lustwandelt. Hier wird es dir leicht sein, ihn anzutreffen und ihm nach deinem

Wunsche zu tun. Hast du ihn dann getötet, so nimm, damit du ohne Hindernis in deine Heimat zurückkehren kannst, nicht etwa den Weg, auf dem du hierher kamst, sondern verlaß das Gehölz auf dem Pfade, den du zur Linken hinausführen siehst; denn er ist, wiewohl ein wenig wild, doch deiner Heimat näher und für dich sicherer."

Nachdem Mithridanes diese Anweisung empfangen hatte und Nathan von ihm geschieden war, tat er seinen Begleitern, welche gleichfalls dort in der Gegend waren, vorsichtig zu wissen, wo sie ihn den folgenden Tag erwarten sollten.

Als der neue Tag erschienen war, ging Nathan, dessen Entschluß von dem Rate, den er dem Mithridanes gegeben, durchaus nicht verschieden und seitdem auf keine Weise geändert war, ganz allein nach dem Gehölz, um dort zu sterben.

Mithridanes erhob sich, ergriff seinen Bogen und sein Schwert, da er keine andere Waffe hatte, stieg zu Pferde und begab sich nach dem Gehölz, in welchem er schon von ferne den Nathan ganz allein lustwandeln sah. Entschlossen, ihn, ehe er ihn angriff, zu sehen und ihn reden zu hören, eilte er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Stirnbinde, die er auf dem Kopfe trug, und rief: „Alter, du bist des Todes!"

Hierauf entgegnete Nathan nichts weiter als: „So habe ich es also verdient!"

Als Mithridanes die Stimme hörte und ihm ins Gesicht blickte, erkannte er ihn sogleich als den wieder, der ihn so wohlwollend aufgenommen, ihm so traulich Gesellschaft geleistet und so treu geraten hatte. Augenblicklich verschwand nun seine Wut, und sein Zorn verwandelte sich in Scham. Schnell warf er daher das

Schwert weg, das er schon zum Todesstreich entblößt hatte, stieg vom Pferde, stürzte mit Tränen in den Augen zu Nathans Füßen und rief: „Jetzt, teuerster Vater, erkenne ich deutlich Eure unerreichbare Freigebigkeit, wenn ich betrachte, wie Ihr mit vollem Bewußtsein hierher gekommen seid, um mir Euer Leben selbst zu geben, nach dem ich mich, ohne allen Grund gegen Euch selbst, verlangend zeigte. Doch Gott, der um meine Schuldigkeit besorgter war, als ich selbst, hat mir in dem Augenblick, wo es mir am nötigsten war, die Augen des Verstandes geöffnet, welche ein elender Neid mir geschlossen hatte. Deshalb erkenne ich mich in demselben Maße, wie Ihr bereit gewesen seid, mir zu willfahren, zur Buße meines Irrtums verpflichtet; nehmt daher an mir die Rache, die Ihr meiner Schuld für entsprechend achtet."

Nathan hieß den Mithridanes sich erheben, umarmte und küßte ihn zärtlich und sprach zu ihm: „Mein Sohn, dein Beginnen, ob du es nun böse oder anders nennen wollest, bedarf weder der Bitte um Vergebung, noch der Bewilligung derselben, da du nicht aus Haß, sondern bloß, um für besser gelten zu können, ihm gefolgt bist. Sei also von mir aus sicher und sei gewiß, daß kein anderer lebt, der dich so liebt wie ich, da ich die Größe deiner Seele anschlage, welche nicht, wie der Geiz tut, Geld aufzuhäufen, sondern das Gesammelte freigebig zu verwenden dich antrieb. Und schäme dich nicht, mich töten gewollt zu haben, um berühmt zu werden; noch glaube, daß ich mich darüber wundere. Die erhabensten Kaiser und die größten Könige haben fast alle mit keiner anderen Kunst als mit der, zu töten, und zwar nicht nur einen Menschen, wie du wolltest, sondern unzählige, und mit Verbrennen von Städten und Einäschern von Län-

dern ihre Reiche und dadurch ihren Ruhm erweitert. Deshalb, wenn du mich allein töten wolltest, um dadurch berühmter zu werden, so hast du weder etwas Wunderbares, noch etwas Neues, sondern etwas sehr Gewöhnliches getan."

Mithridanes, der seine schnöde Absicht keineswegs entschuldigte, sondern nur die ehrenwerte Entschuldigung lobte, die Nathan dafür gefunden hatte, kam im Gespräch mit ihm endlich darauf, zu sagen, wie er sich über alle Maßen wundere, daß Nathan sich dazu habe entschließen und ihm selbst noch Mittel und Rat dazu habe angeben können.

Hierauf entgegnete Nathan: „Mithridanes, du darfst dich über meinen Rat und meinen Vorsatz nicht wundern, weil niemals jemand mein Haus betreten hat, den ich nicht aus allen Kräften in dem zu befriedigen gestrebt hätte, was er von mir fordern mochte. Du betratst mein Haus, nach meinem Leben verlangend; und da ich selbst dich dies fordern hörte, entschloß ich mich schnell, es dir zu geben, damit du nicht der einzige wärest, der ohne Befriedigung seines Verlangens von hier schiede. Damit du es nun erhieltest, geb' ich dir den Rat, den ich dir für nützlich hielt, um mein Leben zu bekommen und das deinige nicht zu verlieren; denn ich weiß nicht, wie ich es besser weggeben könnte. Ich habe es achtzig Jahre lang zu meinem Vergnügen und zu meinen Freuden gebraucht und weiß, daß dem Lauf der Natur gemäß es nur kurze Zeit mir gelassen werden kann; darum halte ich es denn für besser, es ebenso wegzuschenken, wie ich immer meine Schätze verschenkt habe. Hundert Jahre zu verschenken, ist eine kleine Gabe; wieviel geringer ist es aber, deren sechs oder acht fortzugeben, die ich etwa noch hier zu weilen hätte?

Nimm mein Leben daher, wenn es dir gefällt, ich bitte dich; denn solange ich lebe, habe ich noch niemanden gefunden, der es begehrt hätte, und weiß auch nicht, wann ich einen solchen finden könnte, wenn du es nicht annehmen willst. Ja, fände ich auch einen solchen, so weiß ich doch, daß, je länger ich es bewahre, desto geringer sein Wert wird, und darum nimm es, ehe es noch wertloser wird, ich bitte dich darum."

Mithridanes, tief beschämt, entgegnete: „Verhüte Gott, daß ich etwas so Köstliches, wie Euer Leben ist, Euch nehmen oder auch nur es begehren sollte, wie ich noch vor kurzem tat; nein, weit entfernt, die Jahre desselbigen zu verringern, möchte ich ihm gern von den meinigen noch zusetzen."

Schnell antwortete Nathan hierauf: „Und wenn du es könntest, willst du mir deren wirklich zusetzen? Willst du machen, daß ich gegen dich tue, was ich nie gegen irgend jemand anderes getan habe, daß ich nämlich von dem Deinen nehme, der ich niemals fremdes Gut genommen?"

„Ja", erwiderte Mithridanes rasch.

„Nun, so tue denn," sagte Nathan, „was ich dir sagen werde. Jung, wie du bist, wirst du hier in meinem Hause bleiben und Nathan heißen; ich aber will in dein Haus gehen und mich hinfort Mithridanes nennen lassen."

„Wenn ich", antwortete Mithridanes hierauf, „so edel zu handeln verstünde, als Ihr versteht und längst verstanden habt, so würde ich ohne lange Überlegung annehmen, was Ihr mir anbietet; aber da es mir nur zu gewiß scheint, daß meine Taten eine Verminderung des Ruhmes Nathans sein würden, und da ich nicht die Absicht habe, einen anderen um das zu bringen, was ich

selbst nicht erreichen kann, so kann ich es nicht annehmen."

Während diese und andere freundliche Gespräche zwischen Nathan und Mithridanes gewechselt wurden, kehrten sie, wie es dem Nathan gefiel, nach dem Schlosse zurück, wo dieser noch mehrere Tage lang den Mithridanes auf das ehrenvollste bewirtete und ihn nach Wissen und Vermögen in seinem edlen und großen Vorsatz bestärkte. Als jedoch Mithridanes endlich mit seiner Begleitung nach Hause zurückkehren wollte, entließ ihn Nathan, nachdem er ihn gar wohl überzeugt hatte, daß er in der Freigebigkeit ihn niemals würde übertreffen können.



VIERTE GESCHICHTE

Herr Gentile da Carisendi rettet, von Modena kommend, eine Dame, die er liebte und die man als tot beerdigt hatte, aus dem Grabe; ins Leben zurückgerufen, geneset sie von einem Sohne und Herr Gentile stellt sie und ihr Söhnlein dem Niccoluccio Caccianimico, ihrem Gemahl, wieder zu.

Wunderbar erschien es allen, wie jemand mit seinem eigenen Blute auf diese Art freigebig sein könne, und alle behaupteten, Nathan habe fürwahr die Großmut des Königs von Spanien und die des Abtes von Cligni noch übertroffen. Doch nachdem das eine und das andere zur Genüge hierüber gesagt worden war, gab der König zu erkennen, er wünsche, daß Lauretta erzähle. Sie begann deshalb sofort:

Ihr jungen Mädchen, gar edle und schöne Sachen sind es, die uns bis jetzt erzählt worden sind, und mir scheint kaum, daß uns, denen noch zu reden obliegt, etwas übrig gelassen sei, worin wir in unseren Erzählungen uns ergehen könnten, so sehr waren sie alle von der Hoheit der edlen Gesinnungen erfüllt, die in jenen Geschichten sich aussprachen — wenn wir uns jetzt nicht zu Gegenständen der Liebe wenden wollen, die für unsere Aufgabe so reichlichen Redestoff liefern. Und deshalb gefällt es mir denn, euch von der Großmut eines Liebenden zu erzählen, sowohl deswegen als auch weil unser jugendliches Alter uns vorzugsweise dahin leiten muß. Diese aber wird euch, alles wohl betrachtet, vielleicht nicht geringer scheinen, als eine von den schon erzählten, wenn es anders wahr ist, daß man Schätze hingibt, Feindschaften vergißt, das eigene Leben und, was viel mehr ist, die Ehre und den guten Ruf tausend Gefahren aussetzt, um nur den geliebten Gegenstand besitzen zu können.



H. Gravelot inv T. V. N. 17 *Flipart Sculp*



Es lebte also in Bologna, einer sehr ansehnlichen Stadt der Lombardei, ein junger Ritter, gleich ausgezeichnet durch Tugend und Adel des Blutes, welcher Herr Gentile Carisendi genannt wurde. Dieser war in eine edle Dame, namens Madonna Catalina, die Gemahlin eines gewissen Niccoluccio Caccianimico, verliebt; weil es aber mit der Liebe der Dame zu ihm übel stand, so ging er fast hoffnungslos, als man ihn zum Podestà nach Modena berief, dorthin.

In dieser Zeit nun, während Niccoluccio nicht zu Bologna weilte und seine Frau, die guter Hoffnung war, sich auf eine ihrer Besitzungen, etwa drei Miglien von der Stadt, begeben hatte, geschah es, daß sie plötzlich von einem heftigen Zufall ergriffen wurde, der von solcher Gewalt war, daß er jedes Zeichen des Lebens in ihr verlöschte und daß sie deshalb auch von einem Arzte für tot geachtet wurde; und weil ihre nächsten Verwandten von ihr vernommen zu haben behaupteten, sie sei noch nicht so lange schwanger, daß das Kindlein zur Reife gediehen sein könne, so setzte man sie, wie sie war, in einem Grabgewölbe der nahen Kirche unter vielen Tränen bei.

Alles dies wurde sofort dem Herrn Gentile von einem seiner Freunde gemeldet, und so karg sie auch gegen ihn mit ihrer Gunst gewesen war, so schmerzte ihr Tod ihn doch sehr; endlich sprach er zu sich selbst: „Siehe, nun bist du gestorben, Madonna Catalina; solange du lebtest, konnte ich nie einen einzigen Blick von dir erlangen; darum will ich dir jetzt, wo du dich nicht mehr verteidigen kannst, tot wie du bist, fürwahr noch einige Küsse rauben.“

Dies gesagt, gab er, da es schon Nacht war, den nötigen Befehl, daß seine Abreise verschwiegen bleibe, stieg dann mit einem seiner Diener zu Pferde und gelangte ohne

Aufenthalt dahin, wo seine Dame begraben lag; hier ließ er das Grabmal öffnen, stieg vorsichtig hinab, legte sich der Toten zur Seite, näherte sein Gesicht dem der Dame und küßte es mehrere Male unter vielen Tränen. Wir wir aber das Begehren der Menschen bei keinem Ziele zufrieden stille stehen und sie, besonders aber die Liebenden, immer nur noch mehr begehren sehen, so sprach auch Gentile, als er schon beschlossen hatte, nicht länger hier zu weilen, zu sich selbst: „Und warum sollte ich, da ich doch hier bin, ihr nicht ein wenig die Brust berühren? Ich soll sie ja nie mehr anrühren und habe sie noch nie angerührt."

Besiegt von dieser Begierde, legte er seine Hand auf ihren Busen, und indem er sie eine Zeitlang dort hielt, dünkte es ihm, als fühle er das Herz darin ganz leise schlagen. Nachdem er jede Furcht von sich gescheucht hatte, untersuchte er dies mit größerer Aufmerksamkeit und fand, sie sei gewiß nicht tot, wie schwach und gering auch der Lebenshauch in ihr sein mochte. So hob er sie denn, so leise er nur konnte, mit dem Beistande seines Dieners aus dem Grabmal, nahm sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie heimlich in sein Haus nach Bologna.

Hier befand sich seine Mutter, eine würdige und verständige Dame, die, nachdem sie von ihrem Sohne alles ausführlich gehört hatte, von Mitgefühl bewegt, schnell mit starkem Feuer und einem passenden Bade das abirrende Leben zu ihr zurückrief. Als sie wieder zu sich kam, stieß sie erst einen tiefen Seufzer aus und rief dann: „O Gott, wo bin ich?"

Die treffliche Dame antwortete ihr hierauf: „Fasse Mut, du bist an guter Stelle!"

Als sie nun völlig zu sich gekommen war, blickte sie

umher, und da sie nicht erkannte, wo sie war, wohl aber Herrn Gentile vor sich sah, bat sie voller Erstaunen die Mutter desselben, ihr zu sagen, auf welche Weise sie hierher gekommen sei.

Nun erzählte Herr Gentile ihr alles der Ordnung nach.

Schmerzlich betrübt hierüber, stattete sie ihm doch den besten Dank ab, den sie nur wußte, und beschwor ihn sodann bei der Liebe, die er sonst zu ihr gehegt habe, und bei seiner Ritterlichkeit, daß ihr in seinem Hause von ihm nichts widerführe, was zur Beeinträchtigung ihrer Ehre oder der ihres Gatten gereichen könnte, und daß er sie, sobald der Tag erschienen sei, in ihr eigenes Haus zurückkehren lassen möchte.

„Madonna,“ antwortete ihr hierauf Herr Gentile, „was auch in vergangener Zeit mein Wunsch gewesen sein mag, so beabsichtige ich doch, da Gott um der Liebe willen, die ich bis zu diesem Augenblick für Euch fühle, mir die Gnade erwiesen hat, Euch mir aus dem Tode zum Leben wiederzugeben, weder jetzt noch jemals in der Folgezeit und weder hier noch anderwärts Euch anders zu behandeln als eine teure Schwester. Doch die Wohltat, die ich in dieser Nacht Euch erzeigen konnte, verdient einigen Lohn, und darum bitte ich, daß Ihr mir eine Gunst nicht abschlagt, um die ich Euch ersuchen will.“

Wohlwollend entgegnete die Dame hierauf, sie sei dazu bereit, sofern sie es vermöchte und sofern diese Gunst eine ehrbare wäre.

„Madonna,“ sagte Herr Gentile, „alle Eure Verwandten und ganz Bologna glauben Euch tot und halten für gewiß, daß Ihr es seid; niemand erwartet Euch darum mehr in Eurem Hause, und darum fordere ich als eine Gunst von Euch, daß es Euch gefalle, hier so lange

bei meiner Mutter zu weilen, bis ich von Modena heimkehre, was bald geschehen wird. Die Ursache, warum ich dies von Euch fordere, ist die, daß ich beabsichtige, in Gegenwart der angesehensten Bürger dieser Stadt Eurem Gemahl mit Euch ein wertes und feierliches Geschenk zu machen.“

Die Dame, die sich dem Ritter so verpflichtet sah und diese Bitte für ehrbar erkannte, entschloß sich, wie sehr sie auch verlangte, mit ihrer lebenden Erscheinung ihre Verwandten zu erfreuen, doch zu tun, was Herr Gentile begehrte, und so gab sie ihm denn ihr Wort darauf. Doch kaum waren die Worte ihrer Entgegnung beendet, als sie fühlte, daß die Zeit ihrer Entbindung herangekommen sei, worauf sie denn, zärtlich von Herrn Gentiles Mutter unterstützt, nicht lange nachher ein schönes Söhnlein zur Welt brachte. Dies verdoppelte natürlich Herrn Gentiles und ihre eigene Freude; er ordnete nun an, daß alles einer Wöchnerin Nötige zur Hand sei und daß sie so bedient würde, als wäre sie seine eigene Frau, und begab sich dann heimlich wieder nach Modena.

Als die Zeit seines Amtes hier vollendet war und er nach Bologna zurückzukehren hatte, veranstaltete er für den Morgen, wo er dort wieder eintreffen sollte, in seinem Hause vielen und angesehenen Männern aus Bologna, unter denen auch Niccoluccio Caccianimico sich befand, ein großes und herrliches Festmahl. Heimgekehrt und abgestiegen, begab er sich zu seinen Gästen, nachdem er zuvor auch die Dame schöner und gesünder als je wiedergefunden und ihren kleinen Sohn wohlauf gesehen, und führte nun mit unaussprechlicher Freude seine Gäste zu Tische, wo er sie mit vielen Speisen herrlich bewirten ließ.

Als die Tafel schon fast zu Ende war, begann er, nachdem er der Dame vorher mitgeteilt, was er zu tun gedenke, und mit ihr verabredet hatte, wie sie sich dabei benehmen solle, also zu reden: „Ihr Herren, ich erinnere mich, einmal gehört zu haben, daß es in Persien einen meines Erachtens löblichen Brauch gibt, der darin besteht, daß, wenn jemand seinen Freund aufs höchste ehren will, er ihn in sein Haus ladet und jenem hier das zeigt, was ihm das teuerste ist, sei dies nun Frau oder Geliebte, Tochter oder was sonst immer, wobei er ihm versichert, daß er ihm, wenn er es nur könnte, noch viel lieber sein Herz zeigen möchte. Diesen Gebrauch gedenke ich nun meinerseits in Bologna zu beobachten. Ihr habt durch eure Gunst mein Mahl geehrt, und ich will euch auf persische Art wieder ehren, indem ich euch das teuerste zeige, was ich auf der Welt habe oder jemals haben kann. Bevor ich dies jedoch tue, bitte ich euch, mir zu sagen, was ihr über einen Zweifel denkt, den ich euch vortragen will.

Jemand, der in seinem Hause einen guten und gar treuen, schwererkrankten Diener hat, läßt, ohne den Verlauf der Krankheit abzuwarten, ihn mitten auf die Straße hinaustragen und bekümmert sich nicht weiter um ihn; ein Fremder kommt dazu, und von Mitleid für den Kranken ergriffen, nimmt er ihn mit sich nach Hause, und durch große Sorgfalt und mit vielen Kosten verhilft er ihm wieder zu seiner vorigen Gesundheit. Nun möchte ich von euch wissen, ob sein Herr sich wohl nach guter Billigkeit über den zweiten beklagen oder beschweren könnte, wenn dieser den Diener bei sich behielte und seine Dienste benutzte, und ihn auf Zurückforderung nicht wieder herausgeben wollte."

Die edlen Männer sprachen mancherlei hierüber unter

sich, und indem sie alle in derselben Meinung übereinstimmten, trugen sie dem Niccoluccio Caccianimico, der ein guter und kunstfertiger Redner war, die Antwort auf. Dieser erklärte, nachdem er zuvor den Gebrauch Persiens gelobt hatte, er sei gleich allen anderen der Meinung, daß der frühere Herr kein Recht mehr auf den Diener habe, weil er ihn bei solchem Unfalle nicht bloß verlassen, sondern geradezu weggeworfen habe, und daß der Diener durch die Wohltaten, die der zweite auf ihn verwendet, mit Recht dessen Eigentum geworden zu sein scheine, weshalb denn dieser auch, wenn er ihn behalte, dem ersten keine Beeinträchtigung, keine Gewalt und kein Unrecht antue. Alle übrigen, die bei der der Tafel zugegen waren, und es waren treffliche Männer darunter, sagten einstimmig, auch sie hielten das, was Niccoluccio geantwortet habe, für recht.

Der Ritter, zufrieden mit dieser Antwort und damit, daß gerade Niccoluccio sie gegeben hatte, versicherte, auch er sei dieser Meinung, und fuhr dann fort: „Doch jetzt ist es Zeit, daß ich meinem Versprechen gemäß euch ehre.“ Nun rief er zwei seiner Diener herbei, schickte sie zu der Dame, die er köstlich hatte kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, daß es ihr gefallen möge, zu kommen und diese edlen Herren mit ihrer Gegenwart zu erfreuen.

Ihr schönes Söhnlein im Arm und von zwei Dienern begleitet, erschien sie im Saal und nahm, wie es dem Ritter gefiel, zur Seite eines würdigen Mannes ihren Sitz ein, während er sprach: „Ihr Herren, dieses ist der Gegenstand, den ich für teurer halte und immer zu halten gedenke, als irgendeinen anderen. Seht nun, ob euch dünkt, daß ich recht habe!“

Die edlen Herren ehrten und priesen sie sehr und

versicherten dem Ritter, einen solchen Gegenstand müsse er allerdings wert halten; als sie demnächst aber sie genauer zu betrachten anfingen, war allerdings mancher unter ihnen, der wohl gesagt hätte, sie wäre dieselbe, die sie wirklich war, hätten sie nicht alle jene für tot gehalten. Vor allen anderen aber schaute Niccoluccio sie an, und brennend vor Begierde, zu erfahren, wer sie sei, fragte er sie, unfähig, sich länger zurückzuhalten, als der Ritter sich etwas entfernt hatte, ob sie Bologneserin oder eine Fremde sei. Als die Dame ihren Mann sie fragen hörte, enthielt sie sich mit Mühe der Antwort; dennoch schwieg sie, um die getroffene Abrede zu beobachten. Ein anderer der Gäste fragte hierauf, ob dieses Knäblein das ihre sei, und ein dritter, ob sie Gentiles Frau oder auf andere Art ihm verwandt sei. Allen diesen gab sie jedoch keine Antwort.

Als daher Herr Gentile dazu kam, sagte einer der Gäste zu ihm: „Herr, wohl ein schönes Frauenbild ist es, das Ihr da besitzt, aber es scheint stumm zu sein; ist dem so?“

„Ihr Herren,“ antwortete Gentile, „daß sie bis jetzt nicht gesprochen hat, ist kein geringer Beweis ihrer Tugend.“

„So sagt uns denn,“ fuhr der andere fort, „wer sie ist.“

„Gern will ich es tun,“ antwortete der Ritter, „wenn Ihr mir nur versprecht, daß, was ich auch sagen werde, niemand sich von seiner Stelle bewegen wird, bis ich meine Erzählung vollständig beendet habe.“

Als ihm jeder dies versprochen und die Tische schon hinweggeräumt waren, begann Herr Gentile, an der Seite der Dame sitzend, folgendermaßen:

„Ihr Herren, diese Dame ist jener gute und treue

Diener, über den ich euch eben vorhin die Frage vorlegte. Von den Ihrigen wenig wert gehalten und wie ein geringes und unnütz gewordenes Ding auf die Straße geworfen, wurde sie von mir aufgenommen und durch meine Sorge und Hilfe dem Tode aus den Händen gerissen, und Gott, der auf meine gute Absicht blickte, ließ sie mir aus einem abschreckenden Körper wieder so schön werden, wie ihr sie seht. Doch damit ihr klarer erkennt, wie dies alles zugegangen sei, so will ich es euch in der Kürze deutlich machen.“ Und nun erzählte er, von seiner Liebe für sie anhebend, zum großen Erstaunen seiner Zuhörer ausführlich alles, was bis dahin geschehen war, und fügte dann hinzu: „Um dieser Gründe willen ist denn, sofern ihr nicht etwa eure Meinung seit kurzem geändert habt, und besonders Niccoluccio, diese Dame von Rechts wegen die meine, und niemand kann sie mit gerechtem Anspruch von mir zurückfordern.“

Hierauf antwortete niemand, vielmehr erwarteten alle aufmerksam, was er weiter sagen würde; Niccoluccio aber und andere, die gegenwärtig waren, sowie auch die Dame, weinten vor Rührung. Doch nun erhob sich Herr Gentile, nahm den kleinen Sohn in seine Arme und die Dame bei der Hand, und indem er mit ihnen zu Niccoluccio hintrat, sagte er: „Steh' auf, Gevatter, deine Frau, welche deine und ihre Verwandten wegwarfen, gebe ich dir nicht wieder — sondern schenken will ich dir diese Dame, meine Gevatterin, mit ihrem kleinen Sohne, der, wie ich gewiß bin, von dir erzeugt wurde, den ich über die Taufe hielt und ihn Gentile nannte, und ich bitte dich, laß sie dir darum nicht minder wert sein, weil sie in meinem Hause nahe an drei Monate verweilt hat; denn ich schwöre dir bei dem Gott, der mir vielleicht

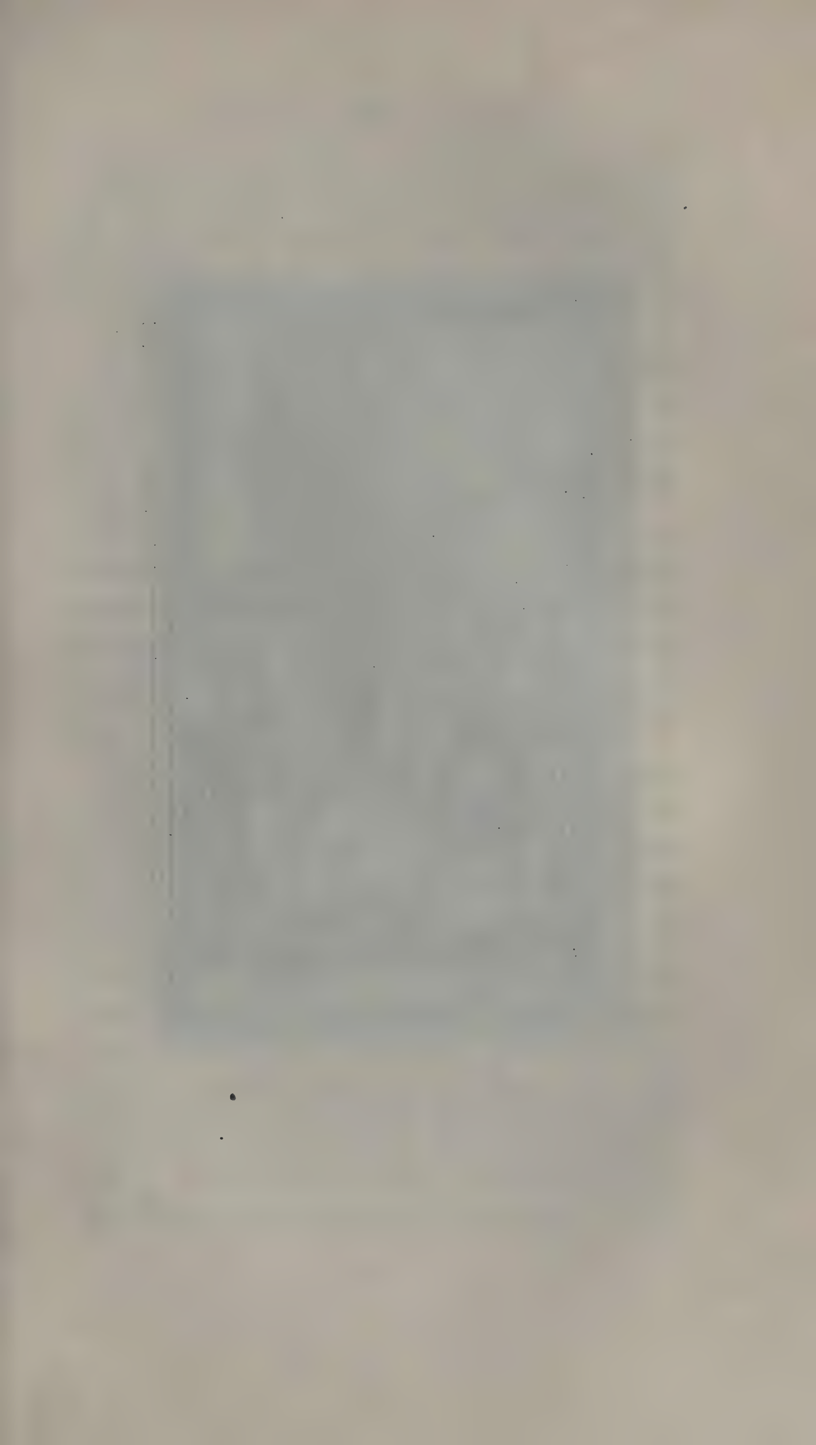
einst die Liebe zu ihr einflößte, damit diese meine Liebe die Ursache ihrer Rettung werde, daß sie niemals, weder bei ihrem Vater, noch bei ihrer Mutter, noch auch bei dir ehrbarer lebte, als sie es bei meiner Mutter in meinem Hause getan hat.“ Nach diesen Worten wandte er sich zu der Dame und sagte: „Madonna, jetzt löse ich Euch von jedem Versprechen, das Ihr mir gegeben habt, und überlasse Euch frei dem Niccoluccio.“ Damit übergab er die Dame und das Kind den Armen des Niccoluccio und kehrte zu seinem Sitze zurück.

Voller Verlangen empfing Niccoluccio Gattin und Sohn, um so glücklicher, je ferner er von jeder Hoffnung gewesen war, und so sehr er nur wußte und konnte, dankte er dem Ritter. Auch die anderen, die alle vor Mitgefühl weinten, lobten und priesen ihn sehr, und gepriesen wurde er von jedem, der dies hörte. Die Dame aber wurde mit unsäglicher Freude in ihrem Hause empfangen und lange Zeit hindurch wie eine Wiederauferstandene von ganz Bologna mit Bewunderung betrachtet, und Herr Gentile blieb dauernd ein Freund des Niccoluccio und seiner und der Dame Verwandten.

Was, ihr holden Mädchen, werdet ihr nun hierüber sagen? Haltet ihr dafür, daß ein König, der Zepter und Krone verschenkt, oder ein Abt, der ohne Kosten einen Übeltäter mit dem Papst aussöhnt, oder ein Greis, der seinen Hals dem Messer des Feindes darbietet, an Großmut mit Herrn Gentile zu vergleichen sei, der jung und feurig und in dem Glauben, ein gutes Recht auf den Gegenstand zu haben, den die Unachtsamkeit anderer weggeworfen und den er zu seinem Glück aufgehoben hatte, dennoch nicht allein ehrbarerweise seine Glut mäßigte, sondern das, was er seit Jahren mit allen seinen

Wünschen erstrebt und zu rauben versucht hatte, als er es besaß, freigebig zurückgab? Fürwahr, keine von den schon erzählten Handlungen der Großmut scheint mir mit dieser vergleichbar!







H. Gravelot inv. T. V. N. 16. *Le Mire Sculp.*

FÜNFTE GESCHICHTE

Madonna Dianora fordert von Herrn Ansaldo im Januar einen Garten, so schön wie im Mai. Herr Ansaldo verpflichtet sich einem Zauberer und schafft ihn ihr; der Mann erlaubt ihr, Herrn Ansaldo zu Willen zu sein; dieser entbindet sie ihres Versprechens, als er die Großmut des Mannes hört, und der Zauberer entläßt Herrn Ansaldo, ohne etwas von ihm annehmen zu wollen.

Von jedem in der fröhlichen Gesellschaft war Herr Gentile bereits mit hohem Lobe bis zum Himmel erhoben, als der König Emilia fortzufahren befahl; und diese begann keck, als wäre sie zu erzählen begierig, folgendermaßen:

Zarte Mädchen, niemand wird mit Recht sagen können, daß Herr Gentile nicht wahrhaft großmütig gehandelt habe; wollte man aber behaupten, daß, noch großmütiger als er zu sein, unmöglich wäre, so würde es vielleicht nicht schwer fallen, zu zeigen, daß dies allerdings geschehen könne, wie ich euch dies in meiner kleinen Erzählung mitzuteilen denke.

Im Friaul, einem Lande, das, obgleich kalt, durch schöne Berge, mehrere Flüsse und klare Quellen ein heiteres Ansehen gewinnt, liegt eine Stadt namens Udine, in welcher einst eine schöne und edle Dame, Madonna Dianora genannt, als die Frau eines angesehenen und reichen Mannes lebte, der Gilberto hieß, gefällige Sitten hatte und gut aussah. Die Dame verdiente es durch ihre trefflichen Eigenschaften, von einem edlen und großen Baron inbrünstig geliebt zu werden, der Herr Ansaldo von Grado genannt wurde und ein Mann von hohem Geblüt und durch Waffentaten und adlige Sitte überall bekannt war. Dieser liebte sie heftig und, obwohl er alles tat, was er vermochte, um von ihr wiedergeliebt zu werden, und zu dem Zwecke sie häufig mit Bot-

schaften darum anging, so bemühte er sich doch umsonst.

Die Anträge des Ritters wurden der Dame endlich zur Last, und da sie sah, daß, wie sehr sie ihm auch alles abschlug, worum er sie bat, er doch nicht abließ, sie zu lieben und zu bestürmen, so sann sie darauf, ihn mit einer seltsamen und ihrer Meinung nach unmöglich zu erfüllenden Bitte sich vom Halse zu schaffen, und sprach daher zu einer Frau, die in seinem Auftrage häufig zu ihr kam, eines Tages folgendermaßen: „Gute Frau, du hast mir so oft beteuert, daß Herr Ansaldo mich über alles liebt, und mir in seinem Namen bewunderungswürdige Geschenke angeboten; ich will jedoch, daß ihm diese bleiben sollen, weil ich um ihretwillen ihn weder lieben noch ihm zu Willen sein würde. Wäre ich indessen gewiß, daß er mich wirklich so liebte, wie du sagst, wahrlich, so würde ich mich entschließen, ihn wieder zu lieben und zu tun, was er begehren möchte; will er mich also davon durch das überzeugen, um was ich ihn bitten werde, so bin ich zu seinen Wünschen bereit."

„Und was, Madonna," sagte die gute Frau, „begehrt Ihr, das er tue?"

„Was ich begehre," antwortete die Dame, „ist dieses. Ich verlange im kommenden Monat Januar nächst dieser Stadt einen Garten voll grüner Kräuter, Blumen und belaubter Bäume, nicht anders, als wäre es Mai; schafft er mir den aber nicht, so soll er weder dich noch eine andere je wieder zu mir schicken; denn wenn er mich dann noch belästigte, so würde ich, wie ich bisher alles meinem Manne und meinen Verwandten verborgen gehalten habe, mich gegen sie deshalb beschweren und ihn mir dadurch vom Halse zu schaffen wissen."

Als der Ritter Begehren und Verheißung seiner Dame vernahm, beschloß er bei sich (obwohl ihm die Sache schwer und beinahe unmöglich auszuführen dünkte und er wohl einsah, daß die Dame dies aus keinem anderen Grunde verlangt habe, als um ihm jede Hoffnung zu benehmen), dennoch zu versuchen, wieviel davon vielleicht zu bewerkstelligen sei. So schickte er denn in viele Länder der Erde umher, um zu suchen, ob sich jemand fände, der ihm Rat und Beistand dabei liehe.

Endlich traf er in der Tat auf jemand, der durch Zauberkunst es ins Werk zu richten versprach, wenn er gut dafür bezahlt würde. Mit diesem wurde Herr Ansaldo für eine übergroße Geldsumme einig und erwartete nun froh die Zeit, die ihm bestimmt war.

Als diese erschienen und die Kälte sehr groß, auch alles rings mit Schnee und Eis bedeckt war, brachte der kundige Mann in der Nacht, auf die der erste Januar folgte, auf einer schönen Wiese nahe bei der Stadt es mit seinen Künsten dahin, daß am Morgen, wie die bezeugten, die es mitansahen, einer der schönsten Gärten, die je von irgend jemand gesehen waren, mit Kräutern, Bäumen und Früchten aller Art erschien. Kaum hatte Herr Ansaldo diesen mit Freuden erblickt, so ließ er von den schönsten Früchten und von den schönsten Blumen, die darin waren, pflücken und diese heimlich seiner Dame darbringen und zugleich sie einladen, den von ihr verlangten Garten anzusehen, damit sie daran erkennen möge, wie er sie liebe; dann aber möge sie auch ihres gegebenen und mit ihrem Schwure bekräftigten Versprechens sich erinnern und Sorge tragen, daß sie es demnächst, als eine Frau von Wort, erfülle.

Als die Dame die Blumen und Früchte erblickte und schon viele von dem wunderbaren Garten erzählen hörte,

fing ihr Versprechen an, sie zu reuen. Allein trotz aller Reue begab sie sich doch, begierig, so Außerordentliches zu sehen, mit vielen anderen Damen der Stadt hinaus, den Garten zu beschauen, und nachdem sie ihn nicht ohne Erstaunen gesehen und sehr gelobt hatte, kehrte sie trauriger, als je ein Weib war, nach Hause zurück, indem sie gedachte, wozu sie hierdurch verpflichtet sei. Und so groß war ihr Schmerz, daß sie ihn nicht zur Genüge in sich verbergen konnte, wovon denn die Folge war, daß ihr Mann die Umwandlung ihrer Stimmung bemerkte und die Ursache auf das bestimmteste von ihr zu hören begehrte. Lange verschwieg ihm die Dame aus Scham den wahren Grund, zuletzt sah sie sich jedoch genötigt, ihm alles, wie es sich zugetragen hatte, zu entdecken.

Als Gilberto dies hörte, geriet er anfangs in großen Zorn; dann aber erkannte er die lautere Absicht der Frau, weshalb er denn den Zorn verbannte und mit reiferem Entschlusse zu ihr sprach: „Dianora, irgendeine Botschaft solcher Art anzuhören oder unter was immer für einer Bedingung über die eigene Keuschheit mit einem Dritten Verträge zu schließen, heißt keineswegs als eine verständige und sittsame Frau handeln; denn die Worte, die durch das Ohr vom Herzen aufgenommen werden, üben eine größere Gewalt aus, als viele glauben, und den Liebenden wird fast alles möglich. Übel also tatest du daran, zuerst, daß du Gehör gabst, und dann, daß du einen Vertrag schlossest. Weil ich aber die Reinheit deiner Absicht erkenne, so will ich dir, um dich von dem Bande des Versprechens zu lösen, das bewilligen, was vielleicht kein anderer bewilligen würde. Auch bestimmt die Furcht vor dem Zauberer meinen Entschluß, durch den Herr Ansaldo, wenn du ihn betrügen würdest, uns vielleicht ein Leid

antun lassen könnte. Ich will also, daß du zu ihm gehst und dich bemühst, wenn du es irgendwie vermagst, unbeschadet deiner weiblichen Ehre, deines Versprechens von ihm entlassen zu werden; wäre es jedoch nicht anders möglich, nun, so bewillige ihm für dieses Mal deinen Leib, nicht aber die Seele."

Als die Dame ihren Mann so sprechen hörte, weinte sie und sagte, eine solche Gunst verlange sie nicht von ihm. Gilberto aber wollte, daß es, wie sehr auch seine Frau widersprach, dabei bleibe.

Als daher der folgende Morgen erschien, begab sich die Dame um die Morgenröte, und ohne sich sehr zu schmücken, mit zwei Dienern vorauf und von einer Kammerfrau gefolgt, zu dem Hause des Herrn Ansaldo. Als dieser vernahm, seine Dame sei zu ihm gekommen, wunderte er sich sehr und ließ, indem er sich erhob, den Zauberer rufen, zu dem er sagte: „Nun will ich, daß du sehest, welch ein Gut mich deine Kunst hat gewinnen lassen." Dann ging er ihr entgegen, empfing sie ehrbar und mit Achtung, ohne einer sträflichen Begierde Raum zu geben, und alle traten darauf in ein schönes Zimmer zu einem großen Feuer.

Nachdem er ihr einen Sitz hatte reichen lassen, begann er: „Madonna, ich bitte Euch, wenn anders die lange Liebe, die ich zu Euch getragen habe, einigen Lohn verdient, daß es Euch nicht lästig sei, mir den wahren Grund, der Euch zu solcher Stunde und in solcher Begleitung hierher geführt hat, zu offenbaren."

Hierauf antwortete die Dame, schamerfüllt und fast mit Tränen in den Augen: „Herr, weder Liebe, die ich für Euch hegte, noch mein verpfändetes Wort führen mich hierher, sondern der Befehl meines Gatten, der mit größerer Rücksicht auf die Bemühungen Eurer un-

geregelten Liebe, als auf seine und meine Ehre, mir befohlen hat, hierher zu gehen; und auf seinen Befehl bin ich für dieses Mal zu jedem Eurer Wünsche bereit."

Hatte Herr Ansaldo sich schon anfangs gewundert, als er hörte, die Dame sei gekommen, so wunderte er sich jetzt noch viel mehr, und von Gilbertos Großmut bewegt, fing seine Glut an, sich in Mitleid umzuwandeln, und er sagte: „Madonna, da dem so ist, wie Ihr sagt, so möge es Gott nicht gefallen, daß ich der Verderber der Ehre desjenigen sei, der mit meiner Liebe ein solches Mitleid hatte, und darum sei Euer Hiersein, solange es Euch gefallen wird, nicht anders, als wenn Ihr meine Schwester wäret, und sobald es Euch genehm ist, möget Ihr frei von hinnen gehen; jedoch so, daß Ihr Eurem Gemahl für soviel Edelsinn, als er ihn heute gegen mich bewährt hat, den Dank sagt, der Euch angemessen scheint, und daß Ihr mich für alle Zukunft als Euren Bruder und Euren Diener betrachtet."

Als die Dame diese Worte hörte, sprach sie froher als je: „Erwog ich Eure adligen Sitten, so konnte ich nie glauben, daß mein Hierherkommen zu etwas anderem führen könnte, als zu dem, was ich Euch jetzt tun sehe und wofür ich Euch immer verpflichtet sein werde." Dann nahm sie Abschied und kehrte, ehrenvoll begleitet, zu Gilberto zurück, dem sie alles erzählte, was geschehen war. Eine enge und treue Freundschaft aber verband diesen von nun an mit Herrn Ansaldo.

Auch der Zauberer, dem Herr Ansaldo jetzt den versprochenen Lohn zu zahlen sich anschickte, sagte, nachdem er die Großmut Gilbertos gegen Herrn Ansaldo und die Ansaldos gegen die Dame mitangesehen hatte: „Da ich Gilberto mit Beweisen seiner Ehre und Euch mit denen Eurer Liebe freigebig gesehen habe, so verhüte

Gott, daß ich es nicht auch mit meinem Lohne sei, und da ich denn sehe, daß das Geld bei Euch in guten Händen ist, so will ich, daß es Euer bleibe!"

Der Ritter schämte sich und suchte den Schwarzkünstler zu bewegen, daß er jene Summe entweder ganz oder doch zum Teil annähme; doch da sein Bemühen ohne Erfolg blieb, gab er dem Zauberer, der nach dem dritten Tage seinen Garten wieder weggeschafft hatte und nun abreisen wollte, mit Gott Urlaub und blieb, nachdem er aus seinem Herzen die begehrende Liebe gegen die Dame verbannt, von ehrbarer Zuneigung entflammt zurück.

Was sollen wir hierzu sagen, ihr liebevollen Mädchen? Wollen wir die halbtote Dame der vorigen Geschichte oder die durch entkräftete Hoffnung schon laugewordene Liebe dieser Großmut Herrn Ansaldos vorziehen, der feuriger als je liebend und fast noch von größerer Hoffnung entflammt, die Beute in seinen Händen hielt, die er so lange verfolgt hatte? Töricht schiene es mir, anzunehmen, daß jene Handlung der Großmut mit dieser zu vergleichen sei.



SECHSTE GESCHICHTE

Der siegreiche König Karl der Ältere verliebt sich in eine Jungfrau, schämt sich aber dann seines törichten Gedankens und vermählt sie und ihre Schwester auf ehrenvolle Art.

Wer könnte die verschiedenen Gespräche, die unter den Damen darüber stattfanden, wer inbetreff der Madonna Dianora großmütiger gewesen sei, Gilberto, Herr Ansaldo oder der Zauberer, vollständig berichten? Es würde zu lang sein. Doch nachdem der König einiges Streiten zugelassen hatte, befahl er durch einen Blick auf Fiammetta dieser, daß sie durch eine neue Erzählung dem Streite ein Ende machen sollte. Sie begann also ohne allen Aufschub folgendermaßen:

Ihr stattlichen Mädchen, ich war immer der Meinung, daß man in Gesellschaften, wie die unserige ist, ausführlich genug erzählen müsse, damit nicht für andere Anlaß zu einem Streite über die Absicht des Erzählens entstünde. Denn Streit ist weit mehr in den Schulen und unter den Studierenden an seiner Stelle als unter uns, die wir kaum für Rocken und Spindel ausreichen. Und darum lasse ich denn, da ich euch schon über das Erzählte in Streit sehe, gleichfalls Zweifel hervorrufende Geschichten, die ich im Sinne hatte, beiseite und erzähle euch dafür, wie nicht etwa ein Mann von niederem Stande, sondern ein tapferer König wahrhaft ritterlich gehandelt hat, ohne dabei seiner Ehre im mindesten zu nahe zu treten.

Jede von euch wird schon von dem König Karl dem Älteren oder Ersten reden gehört haben, der durch sein kühnes Unternehmen und sodann durch den glorreichen Sieg, den er über den König Manfred erfocht, die Vertreibung der Ghibellinen aus Florenz und die Rückkehr der Guelfen veranlaßte. Eben aus diesen Gründen ver-



H. Gravelot inv. T. V. N. 19 *Flipart Sculp.*



ließ ein Ritter, namens Neri degli Uberti, mit seiner ganzen Familie und vielen Gelde die Stadt; doch wollte er nirgends anders hin flüchten, als unter die unmittelbare Gewalt des Königs Karl, und um an einem einsamen Orte zu weilen und hier in Ruhe sein Leben zu enden, begab er sich nach Castello a Mare di Stabia. Hier nun kaufte er vielleicht einen Bogenschuß von den anderen Wohnungen der Stadt entfernt, unter Oliven, Nußbäumen und Kastanien, an denen die Gegend reich ist, eine Besitzung, auf der er ein schönes und bequemes Wohnhaus und daneben einen anmutigen Garten einrichten ließ, in dessen Mitte er nach unserer Art, da es an Quellwasser nicht fehlte, einen schönen und klaren Teich anlegte und diesen ohne Mühe mit vielerlei Fischen anfüllte. Während er nun an nichts anderes dachte, als seinen Garten mit jedem Tage zu verschönern, geschah es einst, daß König Karl, um sich während der Sommerhitze etwas zu erfrischen, sich nach Castello a Mare begab.

Als er hier von der Schönheit des Gartens des Herrn Neri hörte, wünschte er diesen kennen zu lernen, und da er zugleich vernahm, wem er gehörte, so hielt er es für angemessen, weil der Ritter der ihm entgegengesetzten Partei angehörte, sich diesem um so freundlicher zu beweisen, weshalb er ihm melden ließ, daß er am folgenden Abend mit vier Gefährten ganz still bei ihm in seinem Garten speisen wolle.

Herrn Neri war dies sehr erwünscht, und nachdem er alles prächtig angeordnet und mit seiner Familie verabredet hatte, was geschehen solle, empfing er den König, so freundlich als er nur wußte und konnte, in seinem schönen Garten.

Nachdem der König den Garten und das ganze Haus

des Herrn Neri beschaut und gelobt hatte, setzte er sich an einen der Tische, die zur Seite des Teichs aufgestellt waren; dann befahl er dem Grafen Guido von Montfort, der einer seiner Begleiter war, sich ihm an die eine, und Herrn Neri, sich an die andere Seite zu setzen, drei anderen aber, die mit ihnen gekommen waren, gebot er, sich nach der Ordnung zu richten, die Herr Neri vorgeschrieben habe. Köstliche Speisen wurden aufgetragen, auch die Weine waren vorzüglich und kostbar; die Anordnung war schön und sehr lobenswert, und alles ging ohne Geräusch oder Störung vonstatten. Alles dies wurde von dem König gar sehr gelobt.

Während er nun in dieser Weise fröhlich speiste, traten zwei Jungfrauen ein, die etwa fünfzehn Jahre alt sein mochten und deren blondes, goldenen Fäden gleichendes Haar reich geringelt und über den frei niederfallenden Locken von einem leichten Kranz von Immergrün umwunden war; im Antlitz glichen sie eher Engeln als irgend etwas anderem, so schön und zart waren ihre Züge; bekleidet waren sie mit nichts als dem feinsten schneeweißen Linnen, das sie auf dem bloßen Leibe trugen; über dem Gürtel war dieses Gewand eng anliegend, unter demselben aber erweiterte es sich und reichte bis auf die Füße hinab. Die eine, die voranging, trug auf ihren Schultern ein Paar Fangnetze, die sie mit der linken Hand hielt, während sie in der rechten einen langen Stab trug; die andere, die ihr folgte, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne, unter demselben Arm ein kleines Bündel Reisig und in der Hand einen Dreifuß, während sie in der anderen Hand einen Ölkrug und eine brennende Fackel trug. Als der König sie sah, erstaunte er und erwartete zweifelnd, was dies zu bedeuten haben werde.

Ehrbar und schüchtern traten die Jungfrauen vor, machten dem König ihre Verbeugung und begaben sich dann dahin, wo man in den Teich hinabstieg. Die eine, die die Pfanne trug, setzte diese und demnächst alles übrige nieder und ergriff den Stab, welchen die andere trug, worauf beide in den Teich hinabstiegen, dessen Wasser ihnen bis an die Brust reichte. Einer der Diener des Herrn Neri zündete schnell das Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, und nachdem er auch das Öl hineingetan hatte, begann er zu erwarten, daß die Jungfrauen ihm Fische zuwürfen.

Inzwischen stöberte die eine mit ihrem Stabe an den Stellen des Teiches, wo die Fische sich, wie sie wußte, zu verbergen pflegten, die andere aber hielt dann die Netze entgegen, und so fingen sie zum großen Vergnügen des Königs, der aufmerksam zusah, in kurzer Zeit eine Menge Fische. Einige von diesen warfen sie dem Diener zu, der sie beinahe noch lebend in die Pfanne tat; dann aber begannen sie, wie sie angewiesen waren, immer noch schönere zu fangen und sie auf die Tafel vor den König, den Grafen Guido und ihren Vater hinzuwerfen. Die Fische sprangen auf dem Tische umher, woran der König das größte Ergötzen hatte und einige davon ergriff, um sie den Jungfrauen huldreich wieder zurückzuwerfen, und so scherzten sie eine Weile, bis der Diener diejenigen Fische zubereitet hatte, die ihm gereicht worden waren. Diese wurden, mehr als ein Zwischengericht, denn als eine kostbare und wertvolle Speise, wie Herr Neri befohlen hatte, dem Könige vorgesetzt.

Als die Jungfrauen die Fische bereiten sahen und zur Genüge gefischt hatten, verließen sie den Teich, wobei ihr weißes und zartes Gewand sich ihnen so fest

an den Körper anschmiegte, daß fast nichts von ihrem zarten Leib dadurch verborgen blieb; dann nahm jede die mitgebrachten Sachen wieder auf, und schamhaft vor dem König vorüberschreitend, zogen sie sich in das Haus zurück.

Der König, der Graf und die übrigen, die den Tisch bedienten, hatten die Jungfrauen eifrig betrachtet, und ein jeder sie als schön und wohlgebildet, zugleich aber auch als anmutig und gesittet bei sich selbst gar sehr gelobt; vor allen anderen aber hatten sie dem König außerordentlich gefallen. Als sie aus dem Wasser kamen, hatte er so aufmerksam jeden Teil ihres Leibes betrachtet, daß er es nicht gefühlt haben würde, wenn ihn jemand in dem Augenblicke gestochen hätte. Während er nun fortwährend nur ihrer gedachte, ohne noch zu wissen, wer sie seien und welcher Art, fühlte er im Herzen ein so brennendes Verlangen erwachen, ihnen zu gefallen, daß er wohl erkannte, er sei im Begriff, sich zu verlieben, wofern er sich nicht davor hüte. Welche von beiden es sei, die ihm am meisten gefallen habe, wußte er selbst nicht zu sagen, so ähnlich waren sie einander in allen Stücken. Doch nachdem er kurze Zeit in solchen Gedanken verweilt hatte, wandte er sich zu Herrn Neri und fragte ihn, wer diese beiden Mägdelein seien.

„Gnädiger Herr," antwortete ihm Neri, „dies sind meine Töchter, beide zusammen geboren, von denen die eine Ginevra die Schöne und die andere Isotta die Blonde heißt."

Der König lobte sie von neuem sehr und forderte ihn auf, sie zu vermählen. Herr Neri entschuldigte sich dieserhalb mit der Bemerkung, daß er dies in seinen jetzigen Umständen nicht könne.

Während nun von dem, was zum Mahl gereicht werden sollte, nichts mehr übrig war als die Früchte, kamen die beiden Jungfrauen, in zwei Jäckchen vom schönsten Zindeltaffet gekleidet, mit zwei großen silbernen Schüsseln in der Hand, die voll der verschiedenartigsten Früchte waren, wie sie die Jahreszeit brachte, und setzten sie vor den König auf die Tafel. Als sie dies getan hatten, traten sie etwas zurück und stimmten einen Gesang an, dessen Worte folgendermaßen beginnen:

„Wohin, o Amor, du mich hast geführt,
Das ist mit Worten nicht zu sagen“,

und sangen so hold und anmutig, daß es dem König, der sie mit Entzücken ansah und ihnen zuhörte, dünkte, als wären alle Heerscharen der Engel dort herniedergestiegen, um ihm zu singen. Als der Gesang beendet war, knieten sie ererbietig vor dem König nieder und baten um ihre Entlassung.

So leid ihm nun auch ihr Abschied tat, so bewilligte er ihnen denselben doch mit heiterer Miene. Nachdem sodann das Mahl geendet und der König mit seinen Begleitern wieder zu Pferde gestiegen war und Herrn Neri verlassen hatte, kehrte die Gesellschaft munter plaudernd, zu dem königlichen Hoflager zurück.

Hier hielt der König seine Neigung zwar verborgen; keine wichtige Staatsangelegenheit aber, die sich ereignete, machte ihn die Schönheit und Anmut Ginevras der Schönen vergessen, der zuliebe er auch die ihr so ähnliche Schwester liebte, und so fest verstrickte er sich bald in den Liebesbanden, daß er fast keinen anderen Gedanken mehr zu fassen vermochte. So unterhielt er denn unter allerlei Vorwänden eine enge Verbindung mit Herrn Neri und besuchte gar häufig dessen schönen Garten, nur um Ginevra zu sehen.

Als er diese Qualen nicht mehr zu ertragen vermochte und ihm in Ermangelung irgendeines anderen Ausweges in den Sinn gekommen war, nicht nur eine, sondern beide Jungfrauen ihrem Vater zu rauben, offenbarte er dem Grafen Guido zugleich seine Liebe und diesen Vorsatz.

Dieser aber war ein ritterlicher Mann, und deshalb erwiderte er dem König: „Gnädiger Herr, was Ihr mir sagt, versetzt mich in großes Staunen, und dasselbe ist in mir deshalb um vieles größer, als es bei irgendeinem anderen sein würde, weil ich Eure Gesinnung von Eurer Kindheit bis zum heutigen Tage besser als irgendein anderer gekannt zu haben glaube. Doch nie habe ich in Eurer Jugend, in der doch die Liebe leichter über Euch hätte Macht gewinnen sollen, solche Leidenschaft in Euch wahrzunehmen geglaubt; deshalb scheint mir denn, was ich von Euch höre, daß Ihr, dem Alter schon nahe, in leidenschaftlicher Liebe entbrannt seid, so neu und seltsam, daß es mir fast ein Wunder dünkt. Käme es mir zu, Euch deshalb zu tadeln, so müßte ich wohl, was ich Euch mit Rücksicht darauf zu sagen hätte, daß Ihr, noch mit den Waffen in den Händen, in dem neu gewonnenen Reich unter einem Euch wenig bekannten Volke weilt, das voller Listen und Verrat ist, und hinreichend beschäftigt mit großen Sorgen und den wichtigsten Angelegenheiten, Euch noch nicht einmal zur Ruhe habt niedersetzen können, und unter so ernsten Umständen dennoch einer schmeichlerischen Liebe Raum geben konntet.

„Dies ist nicht die Weise eines hochherzigen Königs, sondern die eines kleinmütigen Jünglings. Überdies aber sagt Ihr mir, was noch weit schlimmer ist, daß Ihr beschlossen habt, dem armen Ritter seine beiden Töchter

zu entreißen, der Euch in seinem Hause über sein Vermögen geehrt hat, und um Euch noch höher zu ehren, jene fast nackend Euch hat sehen lassen, indem er Euch hierdurch bezeugte, wie groß das Vertrauen war, das er auf Euch setzte, und wie zuversichtlich er überzeugt war, Ihr seid ein König und nicht ein räuberischer Wolf. Wie? Ist Euch schon so bald entfallen, daß gerade Manfreds Gewalttaten Euch den Eingang in dieses Reich öffneten? Und welch ein Verrat wäre je einer ewigen Strafe würdiger, als dieser sein würde, durch den Ihr dem, der Euch geehrt hat, seine Ehre, seine Hoffnung und seinen Trost raubtet? Was sollte man von Euch sagen, wenn Ihr das tätet? Vielleicht dünkt es Euch eine hinreichende Entschuldigung, wenn Ihr sagt: Ich tat es, weil er ein Ghibelline ist! Doch ist das die Gerechtigkeit eines Königs, daß, die in seine Arme flüchten, wer sie auch seien, also behandelt werden? Ich erinnere Euch daran, o König, daß es Euch zum großen Ruhm gereicht, den Manfred besiegt zu haben; daß es aber zu noch viel größerem gereicht, sich selbst zu besiegen. Darum besieget Ihr, der Ihr andere zu leiten und zu strafen habt, zuerst Euch selber, zügelt diese Begierde und hütet Euch, mit einem solchen Flecken zu beschmutzen, was Ihr so ruhmreich gewonnen habt."

Diese Worte schmerzten das Gemüt des Königs bitter und betrübten ihn umso mehr, je mehr er sie für wahr erkennen mußte. Deshalb sprach er nach manchem inbrünstigen Seufzer also: „Graf, wahrlich erkenne ich jetzt, daß jeder andere Feind, wie stark er auch sei, dem erfahrenen Krieger im Vergleich zu seiner eigenen Begierde schwach und leicht zu besiegen scheint; doch wie groß auch mein Schmerz sei und wie unermeßlich

die Kraft, deren es bedarf, Eure Worte haben mich so gespornt, daß ich Euch, bevor viele Tage vergehen, durch die Tat beweisen muß, ich wisse, sowie ich andere zu besiegen verstand, auch über mich selber Herr zu werden.“

Wie schwer es dem König auch wurde, einen anderen zum Besitzer dessen zu machen, was er für sich selbst glühend begehrte, entschloß er sich doch schon wenige Wochen nach seiner Rückkehr in die Stadt Neapel, die beiden Jungfrauen zu vermählen, und zwar nicht wie Töchter des Herrn Neri, sondern wie seine eigenen. Und dies beschloß er, sowohl um sich selbst die Möglichkeit zu rauben, übel zu tun, als auch, um dem Ritter für die Bewirtung zu lohnen, die er bei ihm empfangen hatte. Nachdem er sie mit Bewilligung des Herrn Neri glänzend ausgestattet hatte, gab er Ginevra die Schöne dem Herrn Maffeo da Pallizzi und Isotta die Blonde dem Herrn Guglielmo della Magna, beides edle Ritter und große Barone, zu Gattinnen. Nachdem er sie diesen überwiesen hatte, ging er mit unaussprechlichem Schmerz nach Apulien und bewältigte durch unaufhörliche Anstrengungen seine wilde Glut dergestalt, daß er, nachdem er diese Liebesketten gesprengt und zerbrochen hatte, von solcher Leidenschaft, solange er lebte, frei blieb.

Vielleicht wird es nicht an solchen fehlen, die behaupten, es sei für einen König ein kleines, zwei Jungfrauen verheiratet zu haben; ich gebe das zu; allein für groß, ja für sehr groß werde ich es immer halten, daß ein liebender König dies tat, daß er die verheiratete, die er liebte, ohne von seiner Liebe Blatt, Blume oder Frucht geerntet zu haben oder sich zu nehmen. So aber

handelte dieser großmütige König, indem er den edlen Ritter höchlich belohnte, die geliebten Jungfrauen auf lobenswerte Weise ehrte und sich selbst kräftig überwand.



SIEBENTE GESCHICHTE

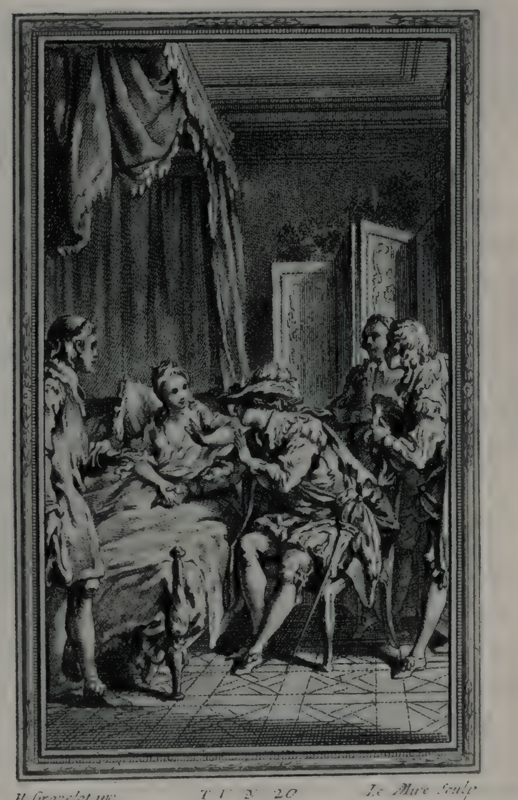
König Peter von Arragonien hört von der glühenden Liebe, die die kranke Lisa für ihn hegt; er spricht ihr freundlich zu, vermählt sie dann mit einem edlen Jüngling, küßt sie auf die Stirn und nennt sich fortan ihren Ritter.

Fiammetta hatte das Ende ihrer Erzählung erreicht, und vielfach wurde die männliche Großmut des Königs Karl belobt, obschon eines der Mädchen, das eine Ghibellinin war, sie nicht loben wollte, als Pampinea auf Geheiß des Königs also begann:

Kein Verständiger, ihr ehrenvollen Mädchen, wird von dem guten König Karl nicht das Gleiche sagen, was ihr sagt, wenn er nicht aus anderen Gründen ihm übel will. Weil mir aber einfällt, was vielleicht nicht minder Lobenswertes einer seiner Widersacher gegen eine junge Florentinerin tat, so will ich euch dieses erzählen.

Zu der Zeit, als die Franzosen aus Sicilien vertrieben wurden, lebte in Palermo als Gewürzhändler ein Florentiner, namens Bernardo Puccini, ein reicher Mann, der von seiner Frau keine anderen Kinder hatte, als eine einzige, sehr schöne, schon reife Tochter. Als nun der König Peter von Arragonien Herr der Insel geworden war, gab er in Palermo mit seinen Baronen ein wunderbares Fest. Bei diesem Feste, wo er auf katalanische Art turnierte, geschah es, daß Bernardos Tochter, welche Lisa hieß, von einem Fenster, wo sie mit anderen Frauen stand, den König eine Lanze rennen sah und so wunderbares Gefallen an ihm fand, daß sie wieder und immer wieder auf ihn hinblickte und sich in glühender Liebe für ihn entzündete.

Als das Fest vorüber war und sie im Hause des Vaters weilte, vermochte sie bald an nichts anderes mehr zu denken, als an diese ihre hochgesinnte und kühne Liebe.



H. Gravelot inv. *T. V. N. 20* *Le Mire Sculp.*



Was sie hierbei am meisten schmerzte, war die Erkenntnis ihres niedrigen Standes, die ihr fast keine Hoffnung übrig ließ, zu einem frohen Ziel zu gelangen. Doch konnte sie sich darum dennoch nicht zurückhalten, den König zu lieben; ebensowenig aber wagte sie, aus Furcht vor größerem Leide, ihre Liebe zu offenbaren. Alles dies hatte der König weder bemerkt, noch kümmerte er sich darum, und so hatte sie denn unerträglicheren Schmerz zu tragen, als man irgend erachten kann. Weil nun ihre Liebe noch fortwährend wuchs und immer trübere Gedanken in ihr hervorrief, geschah es, daß die schöne Jungfrau, die dies nicht mehr ertragen konnte, krank wurde und sich sichtbar von Tag zu Tag wie der Schnee an der Sonne verzehrte. Ihr Vater und ihre Mutter, bekümmert über diese Krankheit, standen ihr in allem, soviel sie konnten, mit fortwährenden Tröstungen, mit Ärzten und Arzneien bei; aber alles half nichts, da sie selbst in der Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe bei sich beschlossen hatte, nicht länger leben zu wollen.

Einst jedoch, als ihr der Vater wieder anbot, was ihr nur irgend Freude zu gewähren vermöchte, kam ihr der Gedanke, wenn es auf angemessene Weise geschehen könnte, zu bewirken, daß der König, ehe sie stürbe, ihre Liebe und ihren Vorsatz erführe, und deshalb bat sie denn eines Tages den Vater, ihr den Minuccio von Arezzio kommen zu lassen. Dieser Minuccio wurde zu jener Zeit für einen der trefflichsten Sänger und Lautenspieler gehalten und war auch bei König Peter gern gesehen. Bernardo glaubte, die Lisa verlange nur nach ihm, um ihn etwas spielen und singen zu hören; deshalb ließ er es ihm sagen, und Minuccio, der ein gefälliger Mann war, kam sogleich zu ihr. Nachdem er ihr mit freundlichen Worten etwas zugesprochen und

sie erheitert hatte, spielte er ihr auf seiner Viole gar süß ein kleines Stücklein vor und sang dann ein und das andere Lied. Diese Lieder waren für die Liebe der Jungfrau Feuer und Flamme, während er sie damit zu beruhigen wähnte.

Hierauf sagte ihm die Jungfrau, sie habe einige Worte allein mit ihm zu reden, weshalb denn jeder andere sie verließ; sie aber sprach also zu ihm: „Minuccio, ich habe dich zum treuen Bewahrer eines Geheimnisses von mir erwählt, indem ich zunächst hoffe, daß du dies niemals irgend jemandem mitteilen wirst als dem, den ich dir nennen werde, und sodann, daß du, soweit du kannst, mir darin behilflich seiest, und darum bitte ich dich. Wisse also, mein guter Minuccio, daß ich an dem Tage, da unser Herr, König Peter, das große Waffenfest zur Feier seiner Thronbesteigung gab, ihm so tief in die Augen gesehen habe, daß ich mein Herz in Liebe für ihn entflammt und diese Liebe mich soweit gebracht hat, wie du mich jetzt siehst; da ich nun erkenne, wie ungeziemend für mich die Liebe zu einem König ist, und da ich sie dennoch nicht zu mindern, geschweige denn zu verbannen weiß, zum Ertragen aber sie mir zu schwer wird, so habe ich, als den geringeren Schmerz, zu sterben erwählt, und ich werde es tun. Wahr ist es, daß ich überschwänglich trostlos von hinnen gehen würde, wenn er nicht zuvor davon erführe; und da ich nun nicht wußte, durch wen ich ihm meinen Entschluß angemessener bekannt machen könnte als durch dich, so will ich dir ihn übertragen und bitte dich, weise es nicht ab, diesen Auftrag zu vollführen; und wenn du es getan hast, so laß mich es wissen, damit ich, vor meinem Tode getröstet, mich diesen Qualen entwinde.“ Nachdem sie dies gesprochen, schwieg sie unter Tränen.

Minuccio erstaunte über die Seelengröße der Jungfrau und über ihren herben Entschluß, den er sehr beklagte, und da ihm sogleich in den Sinn kam, wie er auf geziemende Weise ihr dienen könne, sagte er: „Lisa, ich verpfände dir mein Wort, und sei versichert, daß du nie von mir getäuscht werden wirst; dann aber lobe ich dich wegen eines so hohen Beginnens, dein Herz einem so großen König zugewandt zu haben, und biete dir meinen Beistand an, durch den ich, wenn du nur Mut fassen willst, es so weit zu bringen hoffe, daß ich dir, bevor der dritte Tag verstreicht, Kunde bringen kann, die dir wert sein wird; um aber keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich gehen und den Anfang machen."

Von neuem bat ihn Lisa höflich darum, versprach ihm, Mut zu fassen, und hieß ihn mit Gott gehen. Minuccio schied von ihr und suchte sogleich einen gewissen Mico von Siena auf, der in jener Zeit ein gar guter Dichter war, und bewog ihn durch seine Bitten, das folgende Lied zu machen:

Dich leite Amor hin zu meinem Herrn,
Daß du ihm kündest, was ich leide;
Sag' ihm, daß ich vom Leben scheide,
Weil Furcht mich hält von meiner Sehnsucht fern.

O Gnade! ruf' ich mit verschlungnen Händen,
Drum wandre, Amor, fort, wohin er weilt,
Sag' ihm, wie ich mich stets nach ihm muß wenden,
Wie er allein mein krankes Herz kann heilen,
Wie Glut und Sehnsucht bald mein Leben enden,
Wie mich des Todes Nacht bald muß ereilen,
Und wie der Tag mir scheint zu weilen,

Daß ich so herber Pein entfliehe,
In der ich fürchtend, schamvoll glühe;
O künde freundlich meine Qual dem Herrn!

Seitdem ich mich für ihn in Glut verzehre,
Verliehst du nie mir Mut dazu, nur Schwäche,
Denn käme mir nur einst der Mut, der hehre,
Daß ich zu ihm von meiner Sehnsucht spräche,
Zu ihm, um den ich jeder Ruh' entbehre,
An dem die Liebe durch den Tod mich räche;
Vielleicht, daß seinen Stolz es bräche,
Erführ' er nur, was ich erleide,
Und hätt' ich Mut, von meinem Leide,
Von meiner Qual zu sagen meinem Herrn.

Doch da dir's, Amor, nicht gefiel, solch Wagen
In meine Brust zu legen,
Daß ich, was mich verzehrt, ihm könnte klagen,
So fleh' ich dich, du wollest Gnade hegen,
Als Bote meine Wünsche zu ihm tragen,
Mit meiner Sehnsucht seine Brust bewegen.
Sag' ihm, daß ich von jenen Tagen,
Da ich mit Rittern Lanz' und Schwert
Ihn schwingen sah, mein Herz ihm unbewehrt
In Liebe sich ergab als seinem Herrn.

Zu diesen Worten setzte Minuccio sofort eine sanfte und wehmütige Weise, wie sie der Inhalt verlangte, und ging den dritten Tag darauf an den Hof, während König Peter noch bei der Tafel war. Dieser befahl ihm, etwas zu seiner Viole zu singen, und Minuccio begann darauf, von seinem Spiele begleitet, dies Lied so süß und weich zu singen, daß alle, die in dem königlichen Saal zu-

gegen waren, starr vor Entzücken schienen, so schweigend und aufmerksam hörten sie ihm zu, und der König noch mehr als alle übrigen.

Als Minuccio seinen Gesang beendet hatte, fragte der König ihn, woher dieser ihm gekommen sei, da er ihn noch nie gehört zu haben glaube.

„Gnädiger Herr," antwortete Minuccio, „es sind auch noch nicht drei Tage, daß Worte und Lied geschaffen wurden."

Als der König nun fragte, von wem, antwortete er: „Ich wage nicht es zu entdecken, außer nur Euch allein."

Der König, begierig, dies zu hören, ließ ihn, nachdem die Tafel aufgehoben war, zu sich in sein Gemach kommen, und hier erzählte ihm Minuccio der Reihe nach alles, was er gehört hatte. Der König freute sich hierüber, lobte die Jungfrau und sagte, mit einem so hochgesinnten Mädchen müsse man Mitleid haben, deshalb solle er von ihm aus zu ihr gehen, ihr Mut zusprechen und ihr sagen, daß er noch an diesem Tage gegen Abend unfehlbar sie zu besuchen kommen würde.

Minuccio, glücklich, der Jungfrau so frohe Nachricht überbringen zu können, ging ohne Verweilen mit seiner Viole von dannen, erzählte ihr, da er sie allein traf, alles Vorgefallene und sang ihr das Lied zu seiner Viole vor. Hierüber wurde die Jungfrau so froh und glücklich, daß auf der Stelle unverkennbare Zeichen der Genesung sich einfanden, und sehnsuchtsvoll begann sie nun, ohne daß irgend jemand im Hause etwas davon wußte oder ahnte, den Abend zu erwarten, wo sie ihren Herrn sehen sollte.

Der König, der ein gütiger und wohlwollender Herr war, hatte unterdessen mehrfach über die Dinge nachgesonnen, die Minuccio ihm erzählt hatte, und da er das

Mädchen und ihre Schönheit sehr wohl kannte, empfand er jetzt noch größeres Mitleid für sie als zuvor; so stieg er denn um die Abendstunde zu Pferde, und unter dem Scheine, nur zu seiner Erholung auszureiten, gelangte er zu dem Hause des Gewürzhändlers. Hier ließ er bitten, daß ihm dessen sehr schöner Garten geöffnet werde, und vor diesem stieg er ab. Nach einiger Zeit fragte er den Bernardo, wie es mit seiner Tochter stehe und ob er sie noch nicht vermählt habe.

„Gnädiger Herr," antwortete Bernardo, „vermählt ist sie nicht, schwer krank aber ist sie gewesen und ist es noch, obwohl sie seit der neunten Tagesstunde sich fast wunderbar gebessert hat."

Der König erkannte sogleich, wie es mit dieser Besserung zusammenhänge, und sagte: „Bei meiner Treu, es wäre schade, wenn ein so schönes Wesen der Welt schon entrissen werden sollte; wir wollen sie zu besuchen gehen."

Bald darauf ging er mit nur zwei Begleitern und Bernardo nach der Kammer der Jungfrau, und sowie er eingetreten war, ging er zu dem Bette, wo sie, etwas aufgerichtet, mit Sehnsucht seiner wartete, nahm sie bei der Hand und sagte: „Madonna, was soll das bedeuten? Ihr seid jung und solltet anderen zum Trost gereichen und laßt Euch von Krankheit anfechten? Wir wollen Euch bitten, daß es Euch aus Liebe zu uns gefalle, Mut zu fassen, damit Ihr bald wieder geneset."

Als die Jungfrau ihre Hände von dem Manne berührt fühlte, den sie über alles liebte, empfand sie, wiewohl sie sich etwas schämte, doch in ihrer Seele solche Wonne, als wäre sie im Paradiese, und antwortete ihm, so gut sie konnte: „Mein hoher Herr, daß ich es gewagt habe, meine geringen Kräfte überschwerer Last zu unter-

werfen, das ist die Ursache dieser meiner Krankheit, von der Ihr mich jedoch, dank Eurer Gnade, bald befreit sehen werdet.“

Der König allein verstand die verdeckte Rede der Jungfrau und schätzte sie darum immer höher; ja, zum öfteren schmähte er bei sich selber das Schicksal, das sie zur Tochter eines geringen Mannes gemacht habe. Nachdem er nun einige Zeit bei ihr verweilt und ihr noch mehr Mut zugesprochen hatte, nahm er Abschied.

Diese Herablassung des Königs wurde viel belobt und dem Gewürzhändler wie seiner Tochter zur großen Ehre angerechnet; die letztere aber war so glücklich darüber, wie je eine andere es über ihren Geliebten sein konnte; unterstützt von besserer Hoffnung, genas sie in wenig Tagen und wurde schöner, als sie je gewesen war.

Als sie wiederhergestellt war, stieg der König, nachdem er sich mit seiner Gemahlin darüber beraten hatte, welcher Lohn einer solchen Liebe zu gewähren sei, eines Tages mit vielen seiner Barone zu Pferde und begab sich wieder zu dem Hause des Gewürzhändlers, den er, nachdem er in den Garten eingetreten war, nebst seiner Tochter rufen ließ. Indes kam auch die Königin mit vielen Damen, welche die Jungfrau in ihre Mitte nahmen und sie mit Freundlichkeiten überschütteten.

Einige Augenblicke darauf rief der König die Lisa herbei und sagte zu ihr: „Wackeres Mädchen, die große Liebe, die Ihr zu uns getragen habt, hat Euch große Ehre von uns erwirkt, und wir wollen, daß Euch diese um unseretwillen genehm sei. Die Euch bestimmte Ehre aber besteht darin, daß Ihr, da Ihr bereits entwickelt seid, denjenigen zu Eurem Gemahl nehmt, den wir Euch geben wollen, obwohl wir dessenungeachtet immerdar uns Euren Ritter zu nennen beabsichtigen, ohne für

solche Liebe mehr von Euch zu begehren als einen einzigen Kuß.“

Die Jungfrau war vor Scham im Gesicht ganz purpurrot geworden; doch machte sie den Wunsch des Königs zu dem ihrigen und erwiderte mit leiser Stimme: „Mein gnädiger Herr, ich bin fest überzeugt, erführe man, daß ich Euch liebe, so würde der größte Teil der Welt mich für wahnsinnig halten und vermutlich glauben, ich sei mir selber aus dem Gedächtnis entfallen und begreife weder meine Stellung, noch überdies die Eure; aber, wie Gott weiß, der allein die Herzen der Sterblichen durchschaut, so erkannte ich Euch in der Stunde, als Ihr zuerst mir wohlgefiehlt, für meinen König und mich für die Tochter des Gewürzhändlers Bernardo, und sah ein, wie übel es sich für mich schicke, das Verlangen meiner Seele nach einem so hohen Ziele zu richten.

„Allein, wie Ihr viel besser wißt als ich, niemand verliebt sich nach schuldiger Wahl, sondern nach Antrieb und Gefallen. Diesem Gesetze haben meine Kräfte sich mehrfach widersetzt, als sie aber nicht mehr vermochten, liebte ich Euch, liebe Euch und werde Euch ewig lieben. Wahr ist es, daß ich von der Liebe zu Euch gefesselt, mich entschloß, aus Eurem Willen immer den meinen zu machen, und deshalb nehme ich denn nicht nur den gern zum Manne und will ihn wert halten, den es Euch gefällt mir zu geben, und der mir Ehre und Stellung leihen soll, sondern, wenn Ihr sagtet, daß ich im Feuer weilen solle, so würde es mir zur Lust gereichen, wenn ich glaube, daß ich Euch dadurch gefallen könne. Wie wenig es mir zukommt, Euch, den König, zum Ritter zu haben, wißt Ihr selbst, und darum antworte ich hierauf nicht weiter; auch wird Euch der Kuß, den allein Ihr von meiner Liebe begehrt, ohne

Erlaubnis der Frau Königin nicht bewilligt werden. Nichtsdestoweniger gebe Euch Gott für solche Huld gegen mich, wie die Eurige und die der Frau Königin hier ist, statt meiner den Dank und den Lohn, welchen zu geben ich nicht vermag.“ Nach diesen Worten schwieg sie.

Der Königin gefiel die Antwort der Jungfrau ungemein, und sie schien ihr ganz so verständig, wie der König gesagt hatte. Der König aber ließ den Vater der Jungfrau und ihre Mutter rufen, und da sie sich mit dem, was er zu tun gedachte, zufrieden erklärten, ließ er einen Jüngling herbeirufen, welcher von edler Geburt, aber arm war und Perdicon hieß, und nachdem er ihm zwei Ringe in die Hand gegeben, ließ er ihn, der dies keineswegs verweigerte, sich mit der Lisa verloben. Dann gab ihnen der König auf der Stelle, außer vielen kostbaren Edelsteinen, welche er und die Königin der Jungfrau schenkten, Cefalù und Calatabellota, zwei gar schöne und ertragreiche Güter, indem er sagte: „Diese schenken wir dir als Mitgift deiner Braut. Was wir aber weiter für dich tun wollen, das wirst du in der Zukunft erfahren.“

Nach diesen Worten wandte er sich zu der Jungfrau und sagte: „Nun wollen wir die Frucht pflücken, welche wir von Eurer Liebe ernten müssen.“ Und damit faßte er mit beiden Händen ihr Haupt und küßte sie auf die Stirn. Perdicon, der Vater und die Mutter der Lisa, die, gleich ihr selber, höchlich zufrieden waren, veranstalteten große Festlichkeiten und hielten eine frohe Hochzeit.

Wie viele versichern, hielt der König der Jungfrau gar wohl seine Zusage; denn solange er lebte, nannte er sich immer ihren Ritter und ging nie zu einer

Waffentat, ohne ein anderes Zeichen zu tragen, als was Lisa ihm geschickt hatte.

Durch solche Handlungen erobert man die Herzen der Untertanen, gibt anderen Anlaß, gut zu handeln, und gewinnt einen ewigen Nachruhm; freilich Dinge, auf welche heutzutage wenige den Bogen des Verstandes gespannt haben, nachdem die Mehrzahl der Herrscher grausam und tyrannisch geworden ist.







Gravelot inv. T. V. N. 21. *Moette Sculp.*

ACHTE GESCHICHTE

Sophronie, die Gattin des Titus Quinctius Fulvus, glaubt die Frau des Gisippus zu sein und geht mit ihm nach Rom; hier trifft Gisippus in ärmlichem Zustand ein, und da er sich von Titus verachtet glaubt, klagt er sich, um zu sterben, selbst an, einen Menschen getötet zu haben. Titus erkennt ihn wieder und gibt nun, um ihn zu retten, vor, er habe jenen getötet, worauf der, der es wirklich getan hat, sich selber angibt. Hiernach werden alle von Oktavian in Freiheit gesetzt, Titus gibt dem Gisippus seine Schwester zur Gattin und teilt sein gesamtes Besitztum mit ihm.

Als Pampinea zu reden aufgehört und jeder, mehr als alle aber die Ghibellinin, den König Peter gelobt hatte, begann Filomela auf Befehl des Königs also:

Hochherzige Mädchen, wer von uns wüßte nicht, daß die Könige, sobald sie nur wollen, jegliches Große vollbringen können? Und daß von ihnen daher auch ganz besonders die Großmut gefordert wird? Wer, sobald er kann, das tut, was ihm zukommt, tut recht, aber wir dürfen nicht so erstaunen, noch ihn mit dem höchsten Lobe so erheben, wie wir einen anderen würden erheben müssen, der dasselbe täte und dessen geringeres Vermögen uns weniger zu verlangen erlaubte. Wenn ihr daher mit soviel Worten die Handlungen eines Königs erhebt und sie euch so schön scheinen, so zweifle ich gar nicht, daß euch die von unseresgleichen noch weit mehr gefallen und noch weit mehr von euch belobt werden müssen, wenn sie denen der Könige gleichkommen oder sie noch übertreffen. Deshalb habe ich mir vorgenommen, euch eine ruhmwürdige und großmütige Handlung, die unter zwei befreundeten Bürgern statt hatte, in meiner Geschichte vorzutragen.

Zu der Zeit also, als Octavianus Cäsar noch nicht Augustus genannt wurde, sondern in dem Amte, das

man das Triumvirat nannte, das römische Reich regierte, lebte in Rom ein edler Bürger, namens Publius Quinctius Fulvus, der einen Sohn von großen Anlagen hatte, mit Namen Titus Quinctius Fulvus, den er, um die Philosophie zu studieren, nach Athen sandte und den er hier, soviel er konnte, einem edlen Bürger, namens Chremes, empfahl, der von alters her sein Freund war. Von diesem wurde Titus in sein eigenes Haus und zur Gesellschaft seines Sohnes, der Gisippus hieß, aufgenommen, und unter der Anleitung eines Weltweisen, namens Aristipp, wurden nun Titus und Gisippus vom Chremes zur Erlernung der Philosophie angehalten.

Während die beiden Jünglinge so miteinander verkehrten, fand sich bald so viel Übereinstimmung in ihren Sitten und Gewohnheiten, daß eine enge Brüderschaft und große Freundschaft unter ihnen daraus entsprang, so daß diese nachher durch keinen anderen Unfall, als durch den Tod allein, getrennt werden konnte. Keiner von beiden fühlte sich wohl oder ruhig, als nur wenn sie zusammen waren. Ihre Studien hatten sie gemeinschaftlich begonnen, und da jeder mit gleich großen Anlagen ausgestattet war, so erstiegen sie mit gleichem Schritte zu ihrem höchsten Ruhme die glorreichen Höhen der Weltweisheit.

In dieser Lebensweise brachten sie zur großen Freude des Chremes, der fast den einen nicht mehr für seinen Sohn hielt, als den anderen, wohl drei Jahre zu, nach deren Ablauf es geschah, daß Chremes, der schon alt war, aus diesem Leben schied, worüber beide gleiche Trauer wie über einen gemeinschaftlichen Vater trugen, so daß die Freunde und Verwandten des Chremes nicht zu unterscheiden wußten, wer von den beiden wegen des

ihnen zugestoßenen Unglücks mehr zu trösten sei. Nach einigen Monaten begab es sich jedoch, daß die Freunde des Gisippus und seine Verwandten ihn aufsuchten, ihm gemeinschaftlich mit Titus zuredeten, eine Frau zu nehmen, und sodann eine Jungfrau von großer Schönheit und edler Abstammung und dabei Bürgerin von Athen für ihn auffanden, die Sophronie hieß und etwa fünfzehn Jahre alt war.

Als sich nun die Zeit der bevorstehenden Hochzeit nahte, bat Gisippus eines Tages den Titus, daß er mit ihm kommen möge, um seine Braut zu sehen, die dieser bis dahin noch nicht gesehen hatte. Als sie in deren Haus gelangt waren und sie nun so zwischen ihnen beiden saß, begann Titus, um die Schönheit der Braut seines Freundes zu betrachten, sie aufmerksam anzuschauen, und bald gefiel ihm jeder Teil an ihr so über die Maßen, daß er sich so heftig, jedoch ohne daß ein äußeres Zeichen dies verriet, für sie entflammte, wie irgendein Liebender je für ein Weib sich entflammt hat.

Nachdem sie eine Zeitlang bei ihr geweilt hatten, schieden sie und kehrten nach Hause zurück. Hier begann nun Titus, sobald er allein in sein Zimmer getreten war, an die reizende Jungfrau zu denken, immer mächtiger für sie entbrennend, je mehr er seine Gedanken verfolgte.

Als er dies gewahr wurde, begann er nach vielen heißen Seufzern bei sich: „Wehe deinem Leben, Titus! Wohin und worauf richtest du deinen Sinn, deine Liebe und deine Hoffnung? Wie? Erkennst du nicht mehr, daß du sowohl wegen der von Chremes und seiner Familie empfangenen Gastfreundschaft, als wegen der vollkommenen Freundschaft, die zwischen dir und Gisippus besteht, diese Jungfrau, dessen Braut, mit der

Achtung betrachten mußt, die einer Schwester gebührt? Zu was liebst du also? Wohin läßt du dich von täuschender Sehnsucht verlocken; wohin von schmeichelnder Hoffnung? Öffne die Augen des Verstandes und erkenne dich selbst wieder, o Unglücklicher! Gib der Vernunft Raum und mäßige die Begierde deiner Sinne! Zügle den unverständigen Wunsch und richte deine Gedanken anderswohin; widerstrebe jetzt im Anfange deiner Lust und überwinde dich selbst, solange du Zeit dazu hast. Es ziemt dir nicht, daß du dies begehrst, nicht ist es mit deiner Ehre verträglich, fliehen müßtest du das, dem du nachzugehen dich anschickst, selbst wenn du gewiß wärst, es zu erreichen, wenn du das im Auge behältst, was die echte Freundschaft verlangt und was du sollst. Was also willst du tun, Titus? Du wirst die ungeziemende Liebe verlassen, wenn du zu tun entschlossen bist, was sich ziemt."

Dann jedoch dachte er wieder an Sophronie, und plötzlich umgewendet, verwarf er nun alles, was er eben gesagt hatte, und sprach: „Das Gesetz der Liebe ist von größerer Gewalt als irgendein anderes; es bricht nicht nur das der Freundschaft, sondern selbst das göttliche Gesetz. Wie oft hat der Vater die eigene Tochter geliebt, der Bruder die Schwester, die Stiefmutter den Stiefsohn? Alles Dinge, die weit unnatürlicher sind, als daß ein Freund des anderen Frau liebe, wie es schon tausendmal geschehen ist. Überdies bin ich jung, und die Jugend ist dem Gesetz der Liebe ganz unterworfen. Was also der Liebe gefällt, das muß auch mir gefallen. Das Ehrbare gebührt den reiferen Jahren; ich kann nichts wollen, als was die Liebe will. Ihre Schönheit verdient es, von jedem geliebt und bewundert zu werden; und wenn nun ich, der ich jung bin, sie liebe, wer kann

mich mit Recht deshalb tadeln? Nicht deshalb liebe ich sie ja, weil sie Gisippus gehört; nein, ich liebe sie, weil ich sie lieben würde, wessen sie auch sein möchte. Hier trägt das Glück die Schuld, daß es dem Gisippus, meinem Freunde, statt einem anderen hold gewesen ist, und wenn Sophronie Liebe erwecken muß, wie sie es ihrer Schönheit wegen notwendig muß, so sollte Gisippus ja mehr erfreut sein, wenn er erfährt, daß ich sie liebe wie ein anderer."

Von diesen Trugschlüssen kehrte er dann wieder, indem er sich selbst verspottete, zu deren Gegenteil zurück, von diesem wieder zu jenem, von jenem zu diesem und brachte so nicht bloß diesen Tag und die folgende Nacht hin, sondern viele andere mehr, bis er Appetit und Schlaf verlor und von Entkräftung auf das Lager niedergeworfen wurde.

Gisippus, der ihn mehrere Tage lang gedankenvoll gesehen hatte und ihn jetzt krank sah, wurde darüber sehr traurig und bemühte sich mit jeglicher Kunst und Sorge, indem er nie von seiner Seite wich, ihm Trost zuzusprechen, während er ihn oft und mit Nachdruck bat, ihm die Ursache seiner Sorge und seiner Krankheit zu entdecken. Titus hatte ihm schon öfter allerlei Fabeln zur Antwort gegeben; doch da Gisippus diese für das erkannt hatte, was sie waren, und Titus immer noch mit Bitten von ihm bestürmt wurde, so antwortete er ihm endlich unter Tränen und Seufzern:

„Gisippus, wenn es den Göttern gefallen hätte, so wäre mir der Tod allerdings willkommener gewesen, als noch länger zu leben, wenn ich bedenke, daß das Schicksal mich in eine Lage gebracht hat, wo sich meine Tugend hätte bewähren sollen und wo ich sie nun zu meiner großen Scham besiegt finde. Doch fürwahr, ich

erwarte nun bald den Lohn, der mir dafür gebührt, den Tod, der mir teurer sein soll, als fortzuleben mit dem Andenken meiner Schmach, die ich dir, dem ich freilich nichts verbergen kann und soll, nicht ohne tief zu erröten, entdecken werde.“

Und nun vertraute er ihm die Ursache seines Kummers, seine Gedanken, seinen inneren Kampf und wer in diesem endlich Sieger geblieben sei, und wie er aus Liebe für Sophronie vergehe, indem er hinzufügte, daß er erkenne, wie wenig ihm das zieme, und daher als Buße dafür zu sterben entschlossen sei, was er nun gar bald zu erreichen glaube und hoffe.

Als Gisippus dies hörte und des Freundes Tränen fließen sah, verweilte er einen Augenblick nachdenkend, indem auch er von der Anmut der schönen Jungfrau, obgleich viel mäßiger, gefesselt war. Doch alsbald erkannte er, daß das Leben seines Freundes ihm teurer als Sophronie sein müsse, und so durch seine Tränen gleichfalls zu Tränen gerührt, antwortete er ihm weinend: „Titus, wärst du nicht des Trostes so bedürftig, wie du bist, so würde ich mich über dich bei dir selber beklagen, daß du unsere Freundschaft verletzt hast, indem du mir so lange deine gewaltsame Leidenschaft verborgen hieltest. Und schien sie dir auch ungeziemend, so ist doch das Ungeziemende dem Freunde ebensowenig zu verbergen wie das Geziemende; denn der Freund, wie er sich an dem Ehrbaren mit dem Freunde erfreut, bemüht sich ebenso, das nicht Ehrbare aus der Seele des Freundes zu entfernen. Doch ich schweige davon und komme zu dem, was, wie ich erkenne, jetzt mehr nottut.

Daß du Sophronien, die mir verlobt ist, glühend liebst, darüber wundere ich mich nicht und würde mich vielmehr wundern, wenn dem nicht so wäre. Mit so

vielem Recht du Sophronie liebst, mit ebenso großem Unrecht beklagst du dich, wiewohl du es nicht aussprichst, über das Schicksal, das sie mir bewilligt hat, indem es dir scheint, deine Liebe zu ihr wäre mit der Ehre verträglich gewesen, wenn sie einem anderen angehört hatte als mir. Allein, wenn du verständig bist, wie du zu sein pflegst, so sage mir: wem hätte das Glück sie eher bewilligen können, daß du ihm zum Dank verpflichtet wärest, als indem es mir sie bewilligt hat? Jeder andere, der sie von ihm empfangen hätte, würde sie, wie ehrenhaft deine Liebe auch gewesen wäre, doch mehr für sich als für dich geliebt haben; von mir aber darfst du dies, wenn du mich wirklich für deinen Freund hältst, nicht fürchten, und zwar, weil ich mich nicht erinnere, daß ich, solange wir Freunde sind, etwas besessen hätte, was nicht so gut dein als mein gewesen wäre. Dies würde ich, wäre die Sache so weit gediehen gewesen, daß es nicht anders mehr sein könnte, auch hiermit getan haben wie mit jedem anderen Gut; aber noch steht sie ja in solchen Grenzen, daß ich dich zu Sophroniens alleinigem Besitzer machen kann, und so will ich es tun. Denn ich wüßte nicht, was meine Freundschaft dir wert sein könnte, wenn ich in einer Sache, die sich mit Ehren ins Werk richten läßt, nicht dein Verlangen zu dem meinigen zu machen verstünde. Es ist wahr, Sophronie ist meine Braut, und ich liebe sie sehr, und mit großen Freuden erwartete ich unsere Hochzeit; allein da du, hierin viel einsichtiger als ich, mit größerer Begierde einen so seltenen Gegenstand wie sie begehrst, so sei sicher, daß sie nicht als meine, sondern als deine Frau in das Brautgemach kommen wird. Darum laß denn das Grübeln, verscheuche den Trübsinn, rufe die verlorene Gesundheit, den Trost und die

Heiterkeit zurück und erwarte von diesem Augenblick an den Lohn, dessen seine Liebe viel würdiger ist, als die meine es war."

Als Titus den Gisippus so reden hörte, machte ihn, soviel die schmeichelnde Hoffnung darin ihm auch Freude gewährte, die pflichtmäßige Überlegung doch schamrot, indem sie ihm vorhielt, daß, je größer bei Gisippus die Großmut sei, um so größer auch bei ihm die Unziemlichkeit, sie anzunehmen, erscheine. Darum hörte er mit seinen Tränen nicht auf und antwortete ihm mit Mühe also: „Gisippus, deine großmütige und echte Freundschaft weist mich klar auf das hin, was der meinigen zu tun geziemt. Gott wolle nicht, daß ich diejenige Schöne, die er dir als dem Würdigeren gewährt hat, von dir als die Meinige empfange. Hätte er gefunden, daß sie mir zukäme, so darfst weder du noch jemand sonst glauben, daß er sie dir bewilligt haben würde. Genieße also froh deiner Wahl, des verständigen Rates deiner Freunde und des göttlichen Geschenkes und laß mich in meinen Tränen vergehen, die er mir, dem eines solchen Gutes Unwürdigen, bereitet hat; ich werde entweder sie überwinden, und das wird dir lieb sein, oder sie überwinden mich, und dann bin ich frei von Pein."

„Titus," erwiderte Gisippus hierauf, „kann unsere Freundschaft mir ein Recht geben, daß ich dich zwinge, einem meiner Wünsche zu folgen, und kann sie dich bewegen, ihm nachzugeben, so ist es entschieden in diesem, in dem ich sie geltend zu machen beabsichtige, und wenn du nicht meinen Bitten dich willig ergibst, so gedenke ich mit der Gewalt, die wir zum Heil unserer Freunde anwenden dürfen, zu machen, daß Sophronie dein werde.

„Ich weiß, welche Gewalt die Liebe ausübt, und ich weiß, daß sie nicht ein, sondern viele Male wohl die Liebenden zu unglücklichem Tode geführt hat, und ich sehe dich diesem so nahe, daß du weder umkehren noch deine Tränen besiegen kannst, sondern fortschreitend besiegt unterliegen mußt, worauf ich dir dann ohne Zweifel bald genug folgen würde. Liebte ich dich also auch um nichts anderes, so muß mir dein Leben teuer sein, damit ich selber lebe. Sophronie werde also dein, denn nicht leicht würdest du eine andere finden, die dir so wie sie gefiele; ich aber kann meine Liebe leicht einer anderen zuwenden und habe dann dich und mich beglückt. Ja, vielleicht würde ich in diesem Stücke nicht so freigebig sein, wenn die Frauen so selten und so schwierig zu finden wären wie ein Freund, und deshalb, weil ich gar leicht eine andere Gattin, nicht aber einen anderen Freund finden kann, so will ich lieber — ich sage nicht: sie verlieren, denn ich verliere sie nicht, indem ich sie dir gebe, sondern übertrage sie damit nur meinem anderen Selbst, und zwar zu ihrem eigenen Besten — sie dir übertragen als dich verlieren. Wenn daher meine Bitten irgend etwas über dich vermögen, so beschwöre ich dich, von diesem Kummer dich loszureißen, dich und mich zugleich wieder aufzurichten und mit guter Hoffnung dich anzuschicken, die Wonne zu empfangen, die deine heiße Liebe zu der Geliebten begehrt."

Wiewohl Titus noch immer darin einzuwilligen sich schämte, daß Sophronie seine Frau werde, und deshalb noch eine Zeitlang Widerstand leistete, so zog ihn doch von der einen Seite die Liebe, von der anderen trieb ihn das Zureden des Gisippus so an, daß er endlich sagte: „Sieh, Gisippus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll,

daß ich mehr meinen oder deinen Wunsch erfülle, indem ich tue, was, wie du mir unter Bitten versicherst, dir so sehr gefällt, und da deine Großmut von der Art ist, daß sie selbst die gebührende Scham bei mir überwindet, so will ich es tun. Aber davon sei überzeugt, daß ich es nicht tue, wie jemand, der nicht wüßte, daß er damit von dir nicht bloß die Geliebte, sondern das Leben selbst wieder empfängt. Mögen die Götter mir gewähren, wenn es sein kann, daß ich dich noch einst gebührend ehren und dir zu deinem Heil beweisen kann, wie teuer mir das ist, was du für mich, mitleidiger mit mir als ich selbst, getan hast."

Nach diesen Worten sagte Gisippus: „Titus, wenn wir wollen, daß diese Sache in Wirklichkeit übergehe, so scheint es mir, daß nur dieser Weg einzuschlagen ist. Wie du weißt, ist Sophronie nach langen Verhandlungen meiner Verwandten und der ihrigen meine Braut geworden, und wenn ich daher jetzt aufträte und sagte: ich wolle sie nicht zur Frau, so würde ein großes Ärgernis daraus entspringen, und ich würde ihre und meine Angehörigen dadurch aufbringen. Daraus nun würde ich mir nichts machen, wenn ich sie nur deshalb sicher die Deinige werden sähe; allein ich fürchte, wenn ich sie jetzt im Stich ließe, möchten ihre Verwandten sie gar bald einem anderen geben, welcher andere du vielleicht nicht wärst, und so hättest dann du verloren, was ich nicht gewonnen hätte. Darum scheint es mir das beste, wenn du damit zufrieden bist, daß ich in dem fortfahre, was ich begonnen habe, daß ich sie als die Meinige nach Hause führe, die Hochzeit halte, daß du aber dann heimlich, wie wir das schon einrichten wollen, mit ihr als deiner Frau schlafen gehst. Später, wenn Zeit und Ort gelegen sind, machen wir dann die Sache

bekannt, und wenn es ihnen ansteht, so ist es gut, wo nicht, so ist es doch geschehen, und da es nicht ungeschehen zu machen ist, so werden sie endlich doch damit zufrieden sein müssen."

Titus gefiel dieser Rat vollkommen; Gisippus empfing daher Sophronie als die Seinige in seinem Hause, nachdem Titus inzwischen wieder hergestellt und wohlauf war. Groß waren die Festlichkeiten, und als die Nacht herankam, verließen die Frauen die Neuvermählte in dem Bette ihres Gemahls und gingen fort. Das Zimmer des Titus stieß an das des Gisippus an, und man konnte von dem einen in das andere gelangen. Sobald daher Gisippus in seiner Kammer allein war und jedes Licht ausgelöscht hatte, schlich er sich heimlich zu Titus und forderte ihn auf, sich nun zu seiner Geliebten ins Bett zu legen.

Als Titus dies hörte, wollte er, von Scham besiegt, alles rückgängig machen und weigerte sich, zu gehen; doch Gisippus, der mit ganzer Seele, so gut wie mit Worten, den Wunsch des Titus zu erfüllen entschlossen war, bewog ihn nach langem Kampf, endlich doch zu gehen. Als dieser nun in das Bett kam, umarmte er die Jungfrau und fragte sie wie scherzend leise, ob sie seine Frau sein wolle.

Sie, die ihn für Gisippus hielt, antwortete: ja, worauf er ihr einen schönen und reichen Ring an den Finger steckend sagte: „Und ich will dein Mann sein!" Dann vollzog er mit ihr die Ehe und erfreute sich ihrer lange in Liebe, ohne daß sie oder ein anderer je bemerkt hätte, daß ein anderer als Gisippus bei ihr läge.

Während es nun um die Ehe Sophroniens und des Titus also stand, schied Publius, sein Vater, aus diesem Leben. Man schrieb dem Titus daher, daß er ohne

Weilen, um seine Angelegenheiten in Rom zu besorgen, zurückkehren möge; er kam deshalb mit Gisippus überein, daß er reisen und Sophronie mit sich nehmen wolle. Dies aber sollte und konnte auch füglich nicht geschehen, ohne ihr zu offenbaren, wie die Sachen stünden; deshalb riefen denn beide sie eines Tages in ihre Kammer und entdeckten ihr völlig, wie sich alles verhalte, indem Titus ihr dies durch viele kleine Begebenheiten, die zwischen ihr und ihm stattgehabt hatten, überzeugend nachwies.

Sophronie fing, nachdem sie den einen und den anderen nur ein wenig zürnend angeblickt hatte, heftig an zu weinen, indem sie sich bei sich selber über die von Gisippus ausgegangene Täuschung beklagte, und ohne in des Gisippus' Hause ein Wort davon zu sagen, begab sie sich nach dem Hause ihres Vaters und teilte ihm und der Mutter hier den Betrug mit, den Gisippus ihr und ihnen gespielt habe, infolgedessen sie des Titus und nicht, wie sie bis dahin geglaubt hatte, des Gisippus Gemahlin sei.

Dem Vater der Sophronie schien dies sehr verletzend, und er begann nun mit seinen Verwandten gegen die des Gisippus lange und gewaltige Beschwerde zu führen, woraus denn große und vielfache Unruhen und Händel hervorgingen. Gisippus wurde seinen und der Sophronie Angehörigen verhaßt, und jeder sagte, er sei nicht bloß des Tadels, sondern harter Strafe würdig. Er dagegen behauptete, er habe etwas durchaus Ehrenhaftes getan und Sophronies Verwandten müßten ihm vielmehr Dank wissen, daß er sie mit einem besseren Gemahl, als er selbst sei, vermählt habe.

Auf der anderen Seite hörte Titus dies alles wieder und ertrug es nur mit großem Unmut, und da er wußte,

es sei die Art der Griechen, so lange mit Lärmen und Drohungen sich breit zu machen, bis sie einen gefunden hätten, der ihnen antwortete, dann aber nicht allein demütig, sondern sogar kriechend zu werden, so meinte er, daß ihr Gerede nicht länger ohne Antwort zu ertragen sei. Da er nun von römischem Mut und athenischer Klugheit war, so ließ er auf geschickte Weise die Verwandten des Gisippus und die der Sophronie in einem Tempel zusammenkommen und trat hier, bloß von Gisippus begleitet, mitten unter sie und sprach zu den Harrenden:

„Gar viele Weltweise glauben, daß alles, was von den Sterblichen vollbracht wird, Bestimmung und Vorsehung der unsterblichen Götter sei, und deshalb wollen denn auch einige, daß alles, was jene tun oder jemals tun werden, notwendig sei, obwohl einige andere der Meinung sind, diese Notwendigkeit komme nur dem wirklich Getanen zu. Wenn wir diese Meinungen mit einigem Bedacht ansehen, so erkennen wir deutlich genug, daß ein Ereignis zu tadeln, das nicht mehr ungeschehen zu machen ist, nichts anderes heißt, als sich weiser zeigen zu wollen, als die Götter sind, von denen wir doch glauben müssen, daß sie mit ewiger Einsicht und ohne irgendeinen Irrtum über uns und unsere Angelegenheiten verfügen und sie leiten. Hieraus könnt ihr denn leicht erachten, welch eine törichte und einfältige Anmaßung es sei, ihre Werke zu tadeln, und zugleich, welche Ketten diejenigen verdienen, die sich von ihrem Übermut soweit hinreißen lassen. Zu diesen aber gehört ihr alle meiner Meinung nach, wenn das wahr ist, was ich höre, daß ihr gesagt haben sollt und noch immer dagegen sagt, daß Sophronie mein Weib geworden ist, während ihr sie dem Gisippus bewilligt hattet, ohne

Rücksicht darauf, daß es von Ewigkeit an bestimmt war, daß sie nicht des Gisippus, sondern mein werde, wie sich daraus, daß es so geschehen ist, deutlich ergibt.

„Doch da das Reden von der geheimen Anordnung und Absicht der Götter vielen dunkel und schwer zu verstehen scheint, so will ich einen Augenblick annehmen, daß sie sich um keine unserer Angelegenheiten bekümmern, und mich zu den Entschließungen der Menschen herablassen, wiewohl ich, indem ich hiervon rede, zweierlei tun muß, was meinen Gewohnheiten sehr entgegen ist. Das eine ist, daß ich mich selbst ein wenig loben, das zweite, daß ich andere tadeln oder herabsetzen muß. Doch da ich mich so wenig bei dem einen wie bei dem anderen von der Wahrheit zu entfernen gedenke und der gegenwärtige Stoff es verlangt, so will ich es tun.

„Eure Klagen, mehr von blinder Wut als von Überlegung eingegeben, tadeln mit beständigem Murren, ja mit Lärmen, verschwärzen und verdammen den Gisippus, weil er mir durch seinen Beschluß diejenige zur Gattin gegeben hat, die ihr mit dem eurigen ihm gegeben hattet, während ich meine, daß er deshalb aufs höchste zu loben sei, und zwar aus folgenden Gründen. Zuerst, weil er damit getan hat, was ein Freund tun muß, und zweitens, weil er daran verständiger gehandelt hat, als ihr getan hattet. Was die heiligen Gesetze der Freundschaft fordern, daß ein Freund für den anderen tue, das ist jetzt nicht meine Absicht, euch auseinanderzusetzen, und ich begnüge mich damit, euch daran zu erinnern, daß das Band der Freundschaft enger umschließt als das des Blutes oder der Schwägerschaft; denn die Freunde haben wir, wie wir sie uns wählen, und die Verwandten, wie das Glück sie uns gibt. Wenn

daher Gisippus mein Leben höher anschlug als euer Wohlwollen, so darf sich niemand darüber wundern, da ich bewiesenermaßen sein Freund bin.

„Doch kommen wir zu dem zweiten Grunde, bei dem ich euch mit mehr Nachdruck werde zeigen müssen, daß er weiser war als ihr; denn von der Vorsehung der Götter scheint ihr mir freilich nichts und von den Wirkungen der Freundschaft noch viel weniger zu verstehen. Es war eure Berechnung, euer Ratschluß und eure Abrede, welche Sophronie dem Gisippus gab, einem jungen Manne und einem Weltweisen, und es war des Gisippus' Ratschluß, der sie gleichfalls einem Jüngling und Philosophen übergab. Euer Beschluß gab sie einem Athener, der des Gisippus' einem Römer; der eurige einem edlen Jüngling, der des Gisippus' einem noch edleren; der eurige einem reichen jungen Manne, der des Gisippus' einem sehr reichen; der eurige einem Jüngling, der sie nicht nur nicht liebte, sondern kaum kannte; der des Gisippus einem jungen Manne, welcher sie über jedes Glück, ja mehr als sein eigenes Leben liebte.

„Doch laßt uns einzeln betrachten, ob, was ich sage, wahr und also mehr zu loben sei, als was ihr getan hattet. Daß ich jung und ein Philosoph bin, wie Gisippus, das können mein Aussehen und meine Studien erweisen, ohne daß ich weiter davon zu reden brauche. Ein und dasselbe Alter ist das meinige und das seinige, und mit gleichem Schritte sind wir in den Studien immer fortgeschritten. Es ist wahr, er ist ein Athener, und ich bin ein Römer; wenn indessen über den Ruhm der Vaterstadt gestritten werden soll, so werde ich anführen, daß ich aus einer freien, er aus einer zinsbaren Stadt ist; erwähnen, daß ich aus einer Stadt bin, die

die Beherrscherin der Welt, er aus einer ist, die der meinigen gehorcht; erwähnen, daß ich aus einer Stadt bin, welche durch Waffenruhm, Herrschaft und Studien blüht, während er die seinige nur um ihrer Studien willen rühmen kann.

„Überdies aber bin ich, wenn ihr mich hier auch als einen ziemlich demütigen Schüler erblickt, doch keineswegs aus der Hefe des römischen Volkes geboren. Mein Haus und die öffentlichen Orte Roms sind voll von alten Bildsäulen meiner Ahnen, und die römischen Annalen finden sich mit Triumphzügen gefüllt, welche die Quinctier auf das römische Kapitol führten. Auch ist der Ruhm unseres Namens nicht etwa durch das Alter gerostet, sondern noch heute blüht er mehr als jemals. Ich schweige aus Scham von meinen Reichtümern, indem ich gedenke, daß eine ehrenvolle Armut ein ebenso altes als glänzendes Erbgut der edlen Bürger Roms ist. Wird diese Armut aber von der Meinung des Pöbels verworfen und werden die Schätze gerühmt, so habe ich deren nicht wie ein Habsüchtiger, sondern wie ein vom Glücke Geliebter im Überfluß.

„Wohl erkenne ich, daß es euch wert war, den Gisippus hier zu eurem Verwandten zu haben; allein aus keinem Grunde darf ich in Rom euch minder wert sein; wenn ihr erwägt, daß ihr einen trefflichen Gastfreund, einen nützlichen, eifrigen und mächtigen Beschützer an mir nicht bloß in den öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch bei euren besonderen Bedürfnissen dort haben werdet. Wer also, wenn er von Eigenwillen absieht und verständig überlegt, wird euren Entschluß mehr loben können, als den meines Freundes Gisippus? Gewiß niemand! So ist denn Sophronie wohl vermählt an Titus Quinctius Fulvus, einen edlen, ahnenreichen

und vermögenden Bürger von Rom und Freund eures Gisippus, und wer sich darüber beklagt oder wen es verdrießt, der tut nicht, was er soll, und weiß nicht, was er tut.

„Vielleicht werden einige behaupten, Sophronie klage nicht darüber, daß sie die Gattin des Titus sei, sondern nur über die Art, wie sie seine Gemahlin geworden, heimlich, verstohlen, ohne daß Freunde und Verwandte etwas davon gewußt hätten. Doch dies ist nichts Wunderbares noch etwas, das zum ersten Male geschähe. Gern übergehe ich alle die, welche gegen den Willen ihrer Väter Männer nahmen, alle die, welche mit ihren Geliebten entflohen und früher Bettgenossinnen als Ehefrauen waren, alle, die durch Schwangerschaft und Entbindung vorzeitig offenbarten, wie nötig ihnen ein Ehebündnis war; dies alles ist mit Sophronie nicht geschehen, vielmehr ist sie ordentlicher-, überlegter- und ehrbarerweise von Gisippus dem Titus übergeben worden.

„Vielleicht wenden andere ein, dann habe sie jemand vermählt, dem dies nicht zukam. Doch dies sind törichte und weibische Klagen, die nur aus geringem Nachdenken entspringen können. Bedient sich denn das Schicksal nicht oft neuer Wege und neuer Werkzeuge, um die Dinge zu dem von ihm bestimmten Ausgang zu führen? Was habe ich mich darum zu kümmern, ob ein Schuhmacher, geschweige denn ein Philosoph über irgendeine meiner Angelegenheiten verfügt hat, heimlich oder öffentlich, wenn nur das Ende gut ist? Nur davor habe ich mich, wenn der Schuhmacher nicht verständig ist, zu hüten, daß er dergleichen nicht fernerhin tun könne, für das Geschehene aber ihm zu danken. Hat nun Gisippus die Sophronie wohl vermählt, so ist das Schelten über die Art und Weise und über ihn eine überflüssige

Torheit. Traut ihr seinem Verstande nicht, so hütet euch in Zukunft, daß er die eurigen nicht mehr vermählen könne; aber für diesmal habt ihr ihm zu danken.

„Überdies müßt ihr wissen, daß ich weder durch List noch durch Trug gesucht habe, die Ehre und die Reinheit eures Blutes in Sophronies Person zu beflecken; und wiewohl ich sie heimlich zur Frau nahm, benahm ich mich doch nicht als ein Räuber ihrer Jungfräulichkeit, noch wollte ich als Feind sie auf eine minder ehrbare Art gewinnen, indem ich es verschmäht hätte, mich euch zu verschwägern; sondern heftig entflammt von ihrer hohen Schönheit und von ihrer Tugend sah ich wohl ein, daß ich sie, die von euch so sehr geliebt wird, nicht erhalten hätte, aus Furcht, daß ich sie nach Rom führen möchte. Ich bediente mich also des heimlichen Kunstgriffes, der euch jetzt offenbar sein kann, und bewog den Gisippus, in das, was er selbst zu tun nicht gesonnen war, in meinem Namen einzuwilligen. Hernach aber, so heftig ich sie auch liebte, habe ich doch nicht als Liebhaber, sondern als Gemahl ihre Umarmungen begehrt, indem ich nicht eher mich ihr nahte, wie sie selbst mit Wahrheit bezeugen kann, als bis ich sie mit gebührenden Worten und mit dem Ringe mir vermählt hatte, indem ich sie fragte, ob sie mich zum Manne wolle, und sie mir mit ja antwortete. Dünkt sie sich dennoch getäuscht, so bin ich nicht deshalb zu tadeln, sondern sie selbst, daß sie mich nicht fragte, wer ich sei.

„Dies ist nun das große Übel, die große Sünde, das große Unrecht, das von Gisippus, dem Freunde, und von mir, dem Liebenden, begangen wurde, daß Sophronie heimlich des Titus Quinctius' Frau geworden ist; und deswegen verleumdet ihr ihn, droht ihm und

stellt ihm nach. Und was könntet ihr mehr tun, wenn er sie einem Schuft, einem Elenden oder einem Sklaven gegeben hätte? Welche Ketten, welcher Kerker und welches Kreuz würden euch dann genügen? Doch lassen wir das jetzt! Die Zeit, welche ich noch nicht erwartete, ist gekommen; mein Vater ist gestorben, und ich muß nach Rom zurück, und da ich nun Sophronie mit mir führen will, so habe ich euch offenbart, was ich sonst vielleicht euch noch verborgen gehalten hätte. Seid ihr verständig, so werdet ihr dies froh hinnehmen: denn hätte ich euch betrügen oder beschimpfen wollen, so konnte ich sie euch ja entehrt zurücklassen. Aber das wolle Gott nicht, daß in einer römischen Brust solche Verworfenheit je wohnen könnte.

„Sophronie ist also mit der Einwilligung der Götter, durch die Kraft menschlicher Gesetze, durch die lobenswerte Klugheit meines Gisippus und durch meine liebende List die meinige geworden. Dies verdammt ihr nun, vielleicht weil ihr euch für weiser haltet als andere Menschen. Wie töricht ihr daran tut, das habe ich euch genau auseinandergesetzt; nur als Freunden will ich euch raten, euren Zorn und Unwillen abzulegen und Sophronie mir zurückzugeben, damit ich froh als euer Verwandter scheide und als der eurige leben könne. Denn dessen seid gewiß, wenn ihr anders zu handeln gedächtet, so nehme ich den Gisippus mit mir und wahrlich, sobald ich nach Rom gelange, will ich euch allen zum Trotz die schon zurückerhalten, die rechtmäßig die meine ist, und euch lehren, was der Zorn einer römischen Seele vermag, indem ich dann für alle Zeit euer Feind sein werde."

Nachdem Titus so gesprochen hatte, erhob er sich mit zorniger Miene, ergriff den Gisippus bei der Hand,

und indem er zu erkennen gab, wie wenig er sich aus allen denen machte, die im Tempel waren, ging er kopfschüttelnd und mit drohender Geberde aus demselben hinaus.

Die, welche darin zurückgeblieben waren, erachteten nun einmütig, teils von den Gründen des Titus zu seiner Verwandtschaft und zu seiner Freundschaft hingezogen und teils von seinen letzten Worten erschreckt, es für besser, den Titus als Schwager anzunehmen, da Gisippus es nicht habe sein wollen, als den Gisippus als Schwager verloren und den Titus als Feind gewonnen zu haben. Deshalb eilten sie, den Titus wieder aufzusuchen und ihm zu sagen, es sei ihnen genehm, daß Sophronie die seine sei, und sie wollten hinfort sowohl ihn als ihren werten Verwandten und den Gisippus als ihren guten Freund betrachten. Hierauf begrüßte man einander wechselseitig als Verwandte und Freunde mit aller Herzlichkeit, und wieder heimgekehrt, sandten Sophronies Verwandte ihm diese zurück. Verständig, wie sie war, machte sie aus der Not eine Tugend und übertrug die Liebe, die sie für Gisippus gefühlt hatte, bald auf Titus, ging mit ihm nach Rom und wurde hier mit großen Ehren empfangen.

Gisippus blieb indessen in Athen zurück; allein fast von allen wenig geachtet, wurde er nicht lange darauf infolge bürgerlicher Zwistigkeiten mit allen Angehörigen arm und elend aus Athen verjagt und zum ewigen Exil verurteilt. In diesem Zustande, und nicht bloß arm, sondern zum Bettler geworden, schleppte er sich, so gut er konnte, nach Rom, um zu versuchen, ob Titus sich seiner noch erinnern würde. Nachdem er erfahren, daß er noch lebe und bei allen Römern in großer Achtung stehe, und demnächst seine Wohnung erforscht hatte,

stellte er sich vor diese hin und harrte solange, bis Titus herauskam. Bei dem Elend, in dem er war, wagte er es nicht, ihn anzureden, sondern dachte darauf, sich ihm sichtbar zu machen, damit Titus ihn erkennen und alsdann herbeirufen ließe. Doch Titus ging vorüber, und da Gisippus glaubte, er habe ihn gesehen und schäme sich seiner, so eilte er von dannen, in dem Gedanken an das, was er einst für ihn getan hatte, von Unwillen und Verzweiflung ergriffen.

Bereits war es Nacht geworden, und während er noch nüchtern und ohne Geld, ohne zu wissen wohin, vor allem aber nach dem Tode verlangend, umherirrte, geriet er in eine sehr wüste Gegend der Stadt. Hier erblickte er eine weite Grotte und trat in dieselbe ein, um die Nacht hier zuzubringen, warf sich, schlecht bekleidet wie er war, auf die nackte Erde nieder und verfiel endlich, vom langen Weinen besiegt, in Schlaf.

Zu dieser Grotte kamen am frühen Morgen zwei Menschen, die die Nacht auf Diebstahl ausgewesen waren, mit dem gestohlenen Gute. Sie gerieten in Streit, und der eine, welcher der stärkere war, erschlug den anderen und entfloh. Dies alles hatte Gisippus mit angehört und angesehen, und es dünkte ihm, nun zu dem Tode, den er so sehr begehrte, ohne sich selbst zu töten, den Weg gefunden zu haben. Deshalb verweilte er denn, ohne sich zu entfernen, solange an dem Orte, bis die Schergen des Gerichts, die schon von dem Diebstahl gehört hatten, herbeikamen und den gefangenen Gisippus ungestüm hinwegführten. Bei dem Verhör gestand er, daß er diesen Menschen getötet und nicht vermocht habe, aus der Grotte zu entfliehen; deshalb gebot denn der Prätor Marcus Varro, daß Gisippus, wie es damals Brauch war, am Kreuze sterben solle.

Zufällig war Titus zu dieser Stunde auf das Prätorium gekommen, blickte dem unglücklichen Verurteilten ins Gesicht, vernahm den Grund seiner Verurteilung und erkannte ihn nun plötzlich als Gisippus, nicht wenig über dessen elendes Geschick und darüber erstaunt, wie er hierher gekommen sein könne. Als der verurteilte Gisippus abgeführt wurde, trat Titus voller Verlangen, ihn zu retten, vor, und ohne einen anderen Weg zu seinem Heil zu finden, als wenn er sich selbst anklagte, um ihn von der Anklage zu befreien, sagte er laut: „Marcus Varro, rufe den armen Mann zurück, den du verurteilt hast, denn er ist schuldlos. Ich habe die Götter genug durch eine Schuld beleidigt, indem ich den erschlug, den deine Schergen diesen Morgen getötet fanden, und will sie jetzt nicht zum zweiten Male durch den Tod eines anderen Unschuldigen beleidigen."

Varro erstaunte und war zufrieden, daß das ganze Prätorium dies vernommen hatte; doch da er nun mit Ehren nicht umhin konnte, zu tun, was die Gesetze vorschrieben, so ließ er den Gisippus zurückkommen und sprach in Gegenwart des Titus zu ihm: „Wie warst du so töricht, ohne daß dir irgendein Zwang angetan war, zu bekennen, was du nicht tatest und wobei doch dein Leben auf dem Spiele stand? Du behauptetest, der gewesen zu sein, der vergangene Nacht jenen Menschen erschlug, und jetzt kommt dieser her und versichert, daß nicht du, sondern er ihn getötet hat."

Gisippus blickte auf und sah, daß es Titus war, und erkannte gar wohl, er tue dies, um ihn zu retten und aus Dankbarkeit für den ihm einst erwiesenen Dienst. Vor Rührung weinend sagte er daher: „Varro, fürwahr, ich tötete ihn, und des Titus Mitleid kommt für meine Rettung jetzt zu spät."

Titus seinerseits erwiderte: „Prätor, wie du siehst, ist dieser ein Fremdling, der ohne Waffen an der Seite des Ermordeten gefunden wurde, und leicht kannst du erkennen, daß sein Elend ihm Anlaß gab, den Tod zu begehren; darum laß ihn frei und strafe mich, der ich es verdient habe.“

Varro erstaunte über das Andringen dieser beiden und ahnte jetzt wohl, daß keiner von ihnen der Schuldige sein möchte. Und während er noch über die Art, wie beide loszusprechen seien, nachdachte, siehe, da trat ein Jüngling auf, namens Publius Ambustus, ein aufgegebener und allen Römern als Räuber bekannter Mensch. Dieser hatte in der Tat den Mord begangen, und da er wußte, daß keiner von jenen beiden dessen schuldig sei, wessen er sich anklagte, so kam eine solche Rührung über deren Unschuld in sein Herz, daß er, von Mitleid tief bewegt, vor Varro hintrat und sagte: „Prätor, mein Geschick ruft mich herbei, um die schwere Streitfrage zwischen diesen beiden zu lösen. Ich weiß nicht, welch ein Gott mich innerlich stachelt und antreibt, dir meine Schuld zu bekennen, und darum wisse denn, daß keiner von beiden dessen schuldig ist, wessen jeder sich selbst anklagt. Ich bin in der Tat der, der jenen Menschen heute morgen bei Tagesanbruch erschlug, und diesen Unglücklichen, der hier steht, sah ich dort schlafen, während ich das gestohlene Gut mit dem teilte, den ich nachher ermordete. Titus aber braucht nicht erst von mir gerechtfertigt zu werden; sein unbefleckter Ruf bekundet hinlänglich, daß er nicht der Mann ist, dergleichen zu tun. Darum laß beide frei und verhänge über mich die Strafe, die die Gesetze befehlen.“

Octavian hatte bereits von dieser Sache gehört; er ließ

daher alle drei vor sich kommen und wollte die Ursache wissen, warum jeder der Verurteilte sein wollte. Alle erzählten sie ihm, und Octavian ließ darauf die beiden, weil sie unschuldig waren, und den dritten um jener willen frei.

Nun nahm Titus den Gisippus bei der Hand, und nachdem er ihn zuvor wegen seiner Lauheit und seines Mißtrauens gar sehr getadelt hatte, bezeugte er ihm unaussprechliche Freude und führte ihn mit sich in sein Haus, wo Sophronie ihn mit Tränen der Rührung wie einen Bruder empfing. Nachdem er ihn hier wieder einigermaßen erquickt, bekleidet und ausgestattet hatte, wie es seinen Eigenschaften und seinem Stande gebührte, teilte er zuerst alle seine Schätze und jede seiner Besitzungen mit ihm und gab ihm dann eine seiner Schwestern, die noch jung war, namens Fulvia, zur Gattin; hierauf aber sagte er: „Gisippus, bei dir steht es nun, ob du hinfort bei mir weilen oder mit alledem, was ich dir geschenkt habe, nach Griechenland zurückkehren willst."

Gisippus, den auf der einen Seite das Exil, das ihn aus seiner Vaterstadt verbannte, auf der anderen die Liebe bewog, die er mit Recht für die dankbare Freundschaft des Titus empfand, entschloß sich, ein Römer zu werden, und blieb infolgedessen in Rom.

Hier lebten sie nun, er mit seiner Fulvia und Titus mit seiner Sophronie, in einem Hause lange und froh beisammen und wurden mit jedem Tage, wenn anders dies noch möglich war, innigere Freunde.

Eine gar heilige Sache ist es also um die Freundschaft und nicht nur besonderer Achtung würdig ist sie, sondern auch wert, mit ewigem Lob gepriesen zu werden,

als verständige Mutter der Großmut und des Anstandes, als Schwester der Dankbarkeit und der Menschenliebe und als Feindin des Hasses und des Geizes; immer, ohne die Bitte abzuwarten, bereit, kräftig für andere das zu tun, was sie wünscht, das für sie selbst getan werde. Davon aber, daß ihre heiligen Wirkungen in unseren Tagen selten in zwei Menschen entdeckt werden, fallen die Schuld und die Schmach auf die elende Habgier der Sterblichen, die nur auf den eigenen Vorteil sieht. Welche Liebe, welche Reichtümer, welche Verwandtschaft hätten die Glut, die Tränen und die Seufzer des Titus so wirksam im Herzen des Gisippus widertönen lassen, daß er darum seine schöne, edle und von ihm selbst geliebte Braut zu der des Titus gemacht hätte, hätte nicht die Freundschaft es getan? Welche Gesetze, welche Drohungen und welche Furcht hätten den jugendlichen Arm des Gisippus an einsamen und dunklen Orten, ja, im eigenen Bett von den Umarmungen der jungen Schönen zurückgehalten, wäre die Freundschaft es nicht gewesen? Welch äußerer Glanz, welche Belohnung, welcher Vorteil hätte den Gisippus es gering achten lassen, seine eigenen Verwandten und die der Sophronie zu verlieren, hätten ihn bewogen, das verletzende Murren des Volkes zu überhören und, bloß um dem Freunde zu dienen, den Hohn und die Verspottung aller zu verachten, als eben sie? Und auf der anderen Seite, wer hätte den Titus ohne irgendein Zaudern bereit gemacht, obwohl er gar füglich sich stellen konnte, als sehe er nichts, den eigenen Tod zu suchen, um Gisippus vom Kreuze, das er sich selbst bereitete, zu retten, hätte sie es nicht getan? Wer hätte den Titus ohne allen Aufschub so freigebig gemacht, sein großes Erbe mit Gisippus zu teilen, dem das Schicksal

das seinige geraubt hatte, als nur sie, und wer endlich hätte den Titus ohne alles Bedenken dahin vermocht, die Verbindung des Gisippus mit seiner Schwester eifrig zu betreiben, obwohl er ihn arm und im höchsten Elend fand, als wiederum nur sie?

Mögen daher die Menschen nach einer Menge von Gefährten, nach einem Haufen von Brüdern, nach einer großen Anzahl von Kindern verlangen, mögen sie mit ihrem Gelde die Zahl ihrer Diener vermehren und nicht berücksichtigen, daß jeder von diesen, welcher es auch sei, die geringste Gefahr für sich mehr fürchtet, als bemüht ist, die großen Gefahren, die den Vater, den Bruder oder den Herrn bedrohen, hinwegzuräumen — so mögen sie sich immer vergegenwärtigen, daß der Freund allein von diesem das Gegenteil tut.







H. Gravelot inv. T. V. N. 22 *Le Grand Sculp.*

NEUNTE GESCHICHTE

Saladin, der sich als reisender Kaufmann ausgibt, wird von Herrn Torello geehrt und bewirtet; der Kreuzzug erfolgt. Herr Torello nimmt daran teil und bestimmt seiner Gattin eine Frist, sich wieder vermählen zu dürfen; er wird gefangen genommen und gelangt dadurch, daß er Falken abrichtet, zur Kunde Saladins. Dieser erkennt ihn wieder, gibt sich ihm zu erkennen und ehrt ihn hoch. Herr Torello, der in seiner Heimat inzwischen für tot erklärt ist, wird krank und durch magische Kunst in einer Nacht nach Pavia versetzt; hier wird er bei der Hochzeit, welche seine Gattin eben feiert, von ihr erkannt und kehrt mit ihr in sein Haus zurück.

Filomela hatte ihre Geschichte beendet, und die großmütige Dankbarkeit des Titus war von allen belobt worden, als der König, der dem Dioneo vorbehalten wollte, als letzter zu erzählen, also zu sprechen anfing:

Schöne Damen, ohne Zweifel hat Filomela in dem, was sie von dem Freundschaft sagte, die Wahrheit gesprochen und mit Recht am Schluß ihrer Erzählung sich beklagt, daß wahre Freundschaft heutzutage unter den Sterblichen so wenig zu finden ist. Und wären wir hier versammelt, um die Gebrechen der Welt zu bessern oder zu tadeln, so könnte ich die Wahrheit dieser Worte noch durch eine lange Rede beweisen. Aber da unser Zweck ein anderer ist, so will ich euch durch eine Geschichte, die vielleicht etwas lang, aber durchaus anmutig ist, von einer der großmütigen Handlungen des Saladin unterhalten. Hierdurch werden wir kennen lernen, daß, wenn wir auch die volle Freundschaft eines Menschen nicht erlangen können, wir wenigstens Vergnügen daran finden, anderen zu dienen, indem wir hoffen, daß einst, wann es auch sei, der Lohn dafür uns zuteil werden wird.

Ich sage also, daß zur Zeit Kaiser Friedrichs des Ersten

von den christlichen Völkern ein allgemeiner Kreuzzug unternommen wurde, um das Heilige Land wieder zu erobern. Dies hatte Saladin, der ein gar tapferer Herr und zu jener Zeit Sultan von Babylon war, einige Zeit vorher vernommen und beschloß bei sich, die Zurüstungen der christlichen Herren zu diesem Kreuzzug mit eigenen Augen zu sehen, um sich desto besser dagegen vorbereiten zu können. Nachdem er daher in Ägypten alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, tat er, als ginge er auf eine Pilgerfahrt aus, und machte sich mit zwei der hochgestelltesten und verständigsten unter seinen Leuten und nicht mehr als drei Dienern auf den Weg, indem er sich für einen Kaufmann ausgab.

Nachdem er viele christliche Länder so durchirrt hatte und, durch die Lombardei reitend, im Begriffe stand, jenseits der Berge zu wandern, begab es sich, daß er mit seiner Begleitung auf dem Wege von Mailand nach Pavia, als es schon Abend war, auf einen edlen Mann stieß, dessen Name Herr Torello d'Istria von Pavia war, der mit seiner Dienerschaft, mit Hunden und mit Falken auf eine seiner schönen Besitzungen am Tessin hinauszog, um dort zu verweilen. Als Herr Torello sie erblickte, erachtete er, daß sie edle Männer und Fremde seien, und wünschte, ihnen Ehre zu erweisen. Als daher Saladin einen von Torellos Dienern fragte, wie weit es noch bis Pavia sei und ob sie noch zur rechten Zeit ankommen könnten, um Einlaß zu finden, ließ er den Diener nicht antworten, sondern erwiderte selbst: „Ihr Herren, ihr werdet Pavia nicht zu einer Zeit erreichen können, wo ihr dort noch Einlaß fändet."

„So gefalle es Euch," entgegnete Saladin, „uns, da wir Fremde sind, Auskunft zu geben, wo wir am besten herbergen können."

„Gern will ich das tun“, erwiderte Herr Torello. „Ich stand soeben im Begriff, einen von diesen meinen Leuten wegen einer Besorgung bis dicht an Pavia zu schicken. Ich will ihn jetzt mit euch absenden, und er wird euch an einen Ort führen, wo ihr ganz wohl aufgehoben sein werdet.“ Dann näherte er sich dem verständigsten seiner Diener, befahl ihm, was er zu tun habe, und sandte ihn mit den Fremden; er selbst aber eilte, so schnell er konnte, ungesehen nach seiner Besitzung, ließ ein schönes Mahl anrichten und die Tische in seinem Garten aufstellen. Als dies geschehen war, trat er an die Tür und erwartete sie.

Der Diener aber ließ sich mit den edlen Männern über mancherlei Dinge in Gespräche ein, führte sie auf Umwegen umher und geleitete sie endlich, ohne daß sie wußten, wo und bei wem sie waren, zu der Besitzung seines Herrn.

Als Herr Torello sie kommen sah, ging er zu Fuß ihnen entgegen und sagte lächelnd: „Ihr Herren, seid mir sehr willkommen!“

Saladin, der sehr scharfsinnig war, erriet bald, daß der Ritter gefürchtet hatte, sie würden seine Einladung nicht angenommen haben, wenn er sie zu sich geladen hätte, und daß er, damit sie nicht ablehnen könnten, den Abend bei ihm zu sein, mit List sie zu seinem Hause geführt hatte. Nachdem er daher seinen Gruß erwidert hatte, sagte er: „Herr, wenn man sich über so zuvorkommende Männer beklagen könnte, so hätten wir uns über Euch zu beklagen, der Ihr (abgesehen davon, daß Ihr unsere Reise etwas verzögert habt), ohne daß wir Euer Wohlwollen anders als durch einen einfachen Gruß hätten verdienen können, uns genötigt habt, eine so große Gefälligkeit anzunehmen.“

Der Ritter, ein kluger und wohlredender Mann, erwiderte: „Ihr Herren, die Artigkeit, die ihr von uns empfangt, wird im Vergleich mit dem, was euch gebührt und was ich an eurem Äußern erkenne, nur eine sehr geringe sein. Doch in der Tat, außerhalb Pavias hättet ihr an keinem Orte einkehren können, der nur erträglich gewesen wäre, und deshalb sei es euch nicht leid, den Weg etwas verlängert zu haben, um dafür ein wenig mindere Unbequemlichkeit zu treffen."

Während er so sprach, war seine Dienerschaft herbeigekommen und hatte, sobald jene abgestiegen waren, ihre Pferde untergebracht; Herr Torello aber führte die drei edlen Herren zu den Gemächern, die für sie bereitet waren, wo er sie die Schuhe ablegen ließ, sie mit kühlen Weinen etwas erfrischte und dann bis zur Stunde, wo man essen konnte, sie in gefälligen Gesprächen hinhielt.

Saladin, seine Gefährten und seine Diener verstanden alle Latein, weshalb sie denn sehr gut verstehen und sich verständlich machen konnten, und jeder von ihnen war der Meinung, dieser Ritter sei der gefälligste, gesittetste und beredteste Mann, den sie je angetroffen hätten. Herrn Torello andererseits dünkte es, daß diese Fremden gar ausgezeichnete Männer und von weit höherem Stande wären, als er anfangs geglaubt hatte, weshalb es ihm denn leid tat, sie an diesem Abend nicht durch Gesellschaft und ein feierliches Gastmahl ehren zu können, und er sich vornahm, sie am folgenden Morgen dafür schadlos zu halten. Nachdem er daher einen seiner Diener davon unterrichtet hatte, was er tun wolle, sandte er ihn zu seiner Gemahlin, die eine sehr verständige und adlig gesinnte Frau war, nach dem ganz nahen Pavia, wo man keineswegs die Tore zu verschließen pflegte.

Hierauf führte er die edlen Herren in seinen Garten und fragte sie höflich, wer sie wären.

„Wir sind", antwortete ihm Saladin, „cyprische Kaufleute, kommen von Cypern und gehen in unseren Angelegenheiten nach Paris."

„Wollte Gott," entgegnete Herr Torello hierauf, „unser Land brächte solche Edelleute hervor wie Cypern, wie ich sehe, Kaufleute."

Unter solchen und anderen Gesprächen war es Essenszeit geworden; er bat sie daher, es sich zu Tische gefallen zu lassen, wo sie alsdann für ein unvorbereitetes Mahl sehr wohl und ordentlich bedient wurden. Nicht lange waren die Tafeln abgehoben, als Herr Torello, der voraussetzte, daß sie ermüdet sein möchten, sie zu schönen Betten führen ließ, um der Ruhe zu pflegen, und bald darauf legte auch er sich gleichermaßen.

Unterdessen richtete der nach Pavia gesandte Diener die Botschaft bei der Gemahlin des Herrn Torello aus, und diese ließ nicht mit weiblichem, sondern mit wahrhaft königlichem Sinn schnell zahlreiche Freunde und Diener ihres Gemahles herbeirufen und alles Nötige zu einem großen Gastmahl bereiten, bei Fackellicht viele der angesehensten Bürger zum Feste einladen, Zeug, Tücher und Pelzwerk herbeibringen und alles vollkommen einrichten, was ihr von dem Gemahle aufgetragen war.

Als der Tag erschienen war, erhoben sich die edlen Herren, und Herr Torello stieg mit ihnen zu Pferde, ließ seine Falken kommen und führte sie zu einer benachbarten Niederung, wo er seinen Gästen zeigte, wie seine Falken zu fliegen verstünden. Als hierauf Saladin nach jemand fragte, der sie nach Pavia und zu der besten Herberge führen könnte, sagte Herr Torello: „Ich selbst

werde dies tun, weil ich doch dahin muß.“ Die Fremden glaubten dies und waren damit zufrieden; sie machten sich also gemeinschaftlich mit ihm auf den Weg.

Schon war es um die dritte Morgenstunde, als man die Stadt erreichte, und während jene in der besten Herberge abzusteigen glaubten, gelangten sie mit Herrn Torello zu dessen Hause, in dem wohl fünfzig der vornehmsten Bürger versammelt waren, um die edlen Herren zu empfangen, denen sie alsbald die Zügel aus der Hand nahmen und die Steigbügel hielten.

Als Saladin und seine Gefährten dies sahen, wurden sie nur zu wohl inne, wie dies zusammenhinge, und sie sagten: „Herr Torello, dies ist nicht das, was wir begehrten. Die vergangene Nacht schon hattet Ihr uns Ehre genug angetan, und weit mehr, als wir irgend erwarteten, deshalb konntet Ihr uns heute sehr wohl unseren Weg fortsetzen lassen.“

„Ihr Herren,“ entgegnete ihnen Herr Torello hierauf, „für das, was euch gestern abend geschah, bin ich weit mehr dem Glücke Dank schuldig als euch, indem jenes euch zu einer Stunde unterwegs sein ließ, wo ihr zu meinem kleinen Hause wohl mitkommen mußtet. Für das von heute morgen aber werde ich euch verpflichtet sein und mit mir zugleich diese edlen Männer, die euch hier umgeben; wenn es euch nun bedünkt, daß ihr ihnen eine Artigkeit erwieset, falls ihr es verschmähtet, mit ihnen einen Imbiß einzunehmen, so möget ihr es tun, wenn ihr wollt.“

Saladin und seine Gefährten ließen sich überreden, stiegen von ihren Pferden ab, und froh bewillkommnet von den edlen Herren, wurden sie in die Gemächer geführt, die auf das reichste für sie eingerichtet waren. Nachdem sie das Reisezeug abgelegt und sich etwas er-

frischt hatten, traten sie in den Saal, wo alles aufs glänzendste eingerichtet war. Sobald das Wasser für die Hände gegeben war, setzte man sich zu Tisch, wo alle in wohlersonnener und pünktlich befolgter Ordnung mit vielen Speisen köstlich bedient wurden, so daß, wenn der Kaiser selbst gekommen wäre, man ihm nicht mehr Ehre hätte erweisen können. Und obwohl Saladin und seine Gefährten große Herren und gewohnt waren, glänzende Dinge zu sehen, so erstaunten sie doch nichtsdestoweniger über diese, welche ihnen zu den großartigsten zu gehören schienen, wenn sie die Stellung des Ritters betrachteten, von dem sie wußten, daß er ein Bürger und kein gebietender Herr war.

Als das Essen vorüber und die Tafel aufgehoben war und man noch eine Weile von mancherlei Dingen gesprochen hatte, gingen die edlen Herren von Pavia, da die Hitze groß war, alle zur Ruhe, und er blieb mit seinen drei Gästen allein. Mit diesen begab er sich in ein Gemach, wohin er, damit nichts ihm Teures von ihnen ungesehen bliebe, seine treffliche Gattin rufen ließ. Schön und groß von Gestalt und mit reichen Kleidern geschmückt, kam sie in der Mitte ihrer beiden kleinen Söhne, die wie zwei Engel aussahen, und begrüßte die Fremden mit Anmut. Als diese sie erblickten, standen sie auf, empfingen sie ehrerbietig und bezeugten ihr, nachdem sie zwischen ihnen Platz genommen, große Freude an ihren beiden schönen Kindern.

Im Verlauf der anmutigen Gespräche, die sich unter ihnen entspannen, fragte die Dame, als Herr Torello sich etwas entfernt hatte, sie freundlich, woher sie wären und wohin sie gingen, worauf die edlen Herren ihr ebenso antworteten, wie sie Herrn Torello geantwortet hatten. Mit heiterer Miene begann die Dame darauf:

„Nun, so sehe ich, in was meine weibliche Fürsorge euch nützlich sein kann, und ich bitte euch deshalb, aus besonderer Gunst für mich, das gar kleine Geschenk, das ich euch werde kommen lassen, nicht zu verschmähen noch es zu verachten, sondern zu bedenken, wie die Frauen nach ihrem kleinen Herzen nur kleine Geschenke geben, und mehr auf die gute Absicht der Schenkenden als auf die Größe des Geschenks sehend, es anzunehmen."

Hierauf ließ sie für jeden zwei Paar Gewänder, das eine mit Tuch, das andere mit Pelzwerk gefüttert, keineswegs wie Bürger oder Kaufleute, sondern wie große Herren sie tragen, und drei Röcke von Zindeltafft und feiner Leinwand kommen, indem sie sagte: „Nehmt diese an. Ich habe von den gleichen Stoffen Gewänder für meinen Gemahl besorgt wie für euch; die anderen Sachen können euch, so geringen Wert sie auch haben, vielleicht willkommen sein, wenn ihr bedenkt, daß ihr fern von euren Frauen seid, und wenn ihr die Weite des zurückgelegten Weges und dessen, der euch noch zu machen bleibt, anschlagt und in Betracht zieht, wie sehr an Reinlichkeit und Behaglichkeit Kaufherren gewöhnt zu sein pflegen."

Die edlen Herren wunderten sich und erkannten nun deutlich, Herr Torello wolle keine Art von Aufmerksamkeit ihnen zu erweisen unterlassen, und wenn sie den Reichtum dieser keineswegs kaufmännischen Gewänder betrachteten, fürchteten sie fast, von ihm erkannt zu sein. Dennoch antwortete einer von ihnen der Dame: „Dies, Madonna, sind herrliche Sachen, die man nicht so leicht hinnehmen dürfte, zwängen Eure Bitten uns nicht dazu, auf die wir nicht nein sagen können."

Nachdem dies geschehen und Herr Torello inzwischen

zurückgekehrt war, schied die Dame von ihnen, nachdem sie sie Gott empfohlen, und ließ nun mit ähnlichen Sachen, soweit sie ihnen ziemten, auch die Diener der Fremden versehen.

Mit vielen Bitten erlangte Herr Torello von ihnen, daß sie diesen ganzen Tag bei ihm verweilten. Nachdem sie daher geruht und ihre Kleider angelegt hatten, ritten sie mit Herrn Torello durch die Stadt, und als die Stunde der Mahlzeit gekommen war, speisten sie herrlich in Gesellschaft vieler ehrenwerter Genossen. Zur gehörigen Zeit begaben sie sich zur Ruhe; als sie sich aber mit dem anbrechenden Tage erhoben, fanden sie an der Stelle ihrer ermüdeten Klepper drei große und schöne Rosse und ebenso viele neue und starke Pferde für ihre Diener.

Als Saladin dies sah, wandte er sich zu seinen Gefährten und sagte: „Ich schwöre bei Gott, daß nie ein vollkommenerer, höflicherer und aufmerksamerer Mann lebte als dieser; und wenn die christlichen Könige sich untereinander so als Könige betragen, wie dieser Ritter, so darf der Sultan von Babylon auch nicht einen derselben erwarten, geschweige denn so viele, wie wir sich rüsten sehen, um über ihn herzufallen.“

Da sie aber wußten, daß das Geschenk der Rosse nicht auszuschlagen war, so bestiegen sie sie unter höflichen Danksagungen.

Herr Torello begleitete sie mit vielen Gefährten eine große Strecke Weges vor die Stadt, und obwohl es dem Saladin schwer fiel, von Herrn Torello zu scheiden, da er ihn schon gar lieb gewonnen hatte, so bat er ihn doch, heimzukehren, da die Reise ihn drängte. Torello, der gleichfalls ungern von ihnen schied, sagte darauf: „Ihr Herren, ich will es tun, da es euch so beliebt;

allein dies will ich euch noch sagen: ich weiß nicht, wer ihr seid, noch begehre ich mehr davon zu wissen, als euch lieb ist; allein wer ihr auch sein möget: daß ihr Kaufleute seid, bei diesem Glauben werdet ihr mich für diesmal nicht lassen, und damit empfehle ich euch Gott."

Saladin, der sich bereits von allen Begleitern des Herrn Torello verabschiedet hatte, antwortete ihm: „Herr, noch kann es geschehen, daß wir Euch etwas von unserer Ware sehen lassen, wodurch wir dann Euren Glauben befestigen werden, und jetzt gehet mit Gott."

Saladin reiste nun mit seinen Gefährten und mit dem festen Entschlusse weiter, wenn das Leben ihm bliebe und der Krieg, den er erwartete, ihn nicht vernichtete, Herrn Torello dereinst nicht geringere Ehre zu erweisen, als dieser ihm erwiesen hatte; und viel über ihn, seine Gattin und alles, was er getan und wie er sich benommen hatte, mit seinen Begleitern sprechend, lobte er jedes einzelne immer mehr. Nachdem er aber nicht ohne große Mühe das ganze Abendland durchforscht hatte, begab er sich mit seinen Begleitern aufs Meer, kehrte nach Alexandria zurück und schickte sich hier, von allem unterrichtet, zu seiner Verteidigung an.

Herr Torello kehrte nach Pavia zurück und sann lange darüber nach, wer diese drei gewesen sein könnten; doch nie traf er die Wahrheit oder näherte sich ihr auch nur. Als demnächst die Zeit des Kreuzzuges erschien und von allen Seiten die größten Zurüstungen gemacht wurden, entschloß Herr Torello sich fest, trotz den Bitten und Tränen seiner Gattin, ebenfalls mitzuziehen, und nachdem er jede Vorkehrung beendet hatte und schon im Begriff stand, zu Pferde zu steigen, sprach er zu seiner Frau, die er über alles liebte: „Wie du

siehst, Frau, begebe ich mich zu diesem Kreuzzug, sowohl um der leiblichen Ehre als um des Heiles meiner Seele willen; ich empfehle dir daher die Sorge für unsere Angelegenheiten und unsere Ehre. Doch weil ich der Abreise zwar gewiß bin, von der Heimkehr aber wegen tausenderlei Zufällen, die mir begegnen können, keine Gewißheit habe, so will ich, daß du mir die eine Gunst erweisest, daß, was mir auch geschehe, wofern du keine gewisse Kunde von meinem Leben erhältst, du mich ein Jahr, einen Monat und einen Tag lang erwartest, ohne dich wieder zu vermählen, von diesem Tage an gerechnet, wo ich abreise."

Die Frau erwiderte, heftig weinend: „Herr Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz ertragen soll, in dem Ihr mich bei Eurer Abreise zurücklaßt. Aber wenn mein Leben stärker ist als er und Euch etwas begegnen sollte, so lebet und sterbet gewiß, daß ich als Gattin des Herrn Torello und seines Andenkens leben und sterben werde."

„Frau," entgegnete ihr Herr Torello, „ich bin völlig überzeugt, daß, soviel an dir liegt, geschehen wird, was du mir versprichst; aber du bist ein junges Weib, bist schön und stammst aus einem angesehenen Geschlecht, der rühmlichen Eigenschaften hast du viele, und sie sind überall bekannt; deshalb zweifle ich nicht, daß viele vornehme und adlige Männer, wenn ich verschollen bin, dich von deinen Brüdern und Verwandten zur Gattin begehren werden. Ihrem Zureden wirst du, wenn du es auch wünschst, nicht widerstehen können und notgedrungen ihren Willen erfüllen müssen. Dies ist der Grund, warum ich diese Frist und keine längere von dir begehre."

„Von dem, was ich Euch gesagt habe," antwortete die Frau, „will ich tun, was ich kann, und würde ich

dennoch genötigt, anderes zu tun, so will ich Euch wenigstens in dem sicherlich gehorsam sein, was Ihr mir befehlt. Doch ich bitte Gott, daß er weder Euch noch mich während dieser Zeit in solche Lage führe." Als sie diese Worte geredet hatte, umarmte die Frau weinend den Herrn Torello, zog sich einen Ring vom Finger und überreichte ihm denselben mit diesen Worten: „Wenn es geschieht, daß ich eher sterbe, als ich Euch wiedersehe, so erinnere er Euch an mich, so oft Ihr ihn seht."

Er nahm den Ring, stieg zu Pferde und begab sich, nachdem er jedermann Lebewohl gesagt, auf seinen Weg. Sobald er mit seiner Schar Genua erreicht hatte, bestieg er eine Galere, ging in See und gelangte in kurzer Zeit nach Akkon, wo er sich mit dem übrigen Heer der Christen vereinigte.

Hier begann eine große Krankheit und Sterblichkeit auszubrechen. Während diese noch fortdauerte, gelang es dem Saladin durch seine Schlauheit oder sein Glück, fast den ganzen Rest des von der Krankheit verschonten christlichen Heeres ohne Schwertstreich gefangen zu nehmen, worauf er sie in viele Städte verteilte und einkerkerte. Einer von diesen Gefangenen war Herr Torello, und zwar wurde er nach Alexandrien in einen Kerker geführt.

Hier war er nicht bekannt, und da er auch fürchtete, sich zu erkennen zu geben, so gab er sich, von der Not gezwungen, damit ab, Falken abzurichten, in welcher Kunst er ein großer Meister war, und so gelangte er endlich zur Kunde des Saladin. Dieser befreite ihn deshalb aus seinem Kerker und behielt ihn als seinen Falkonier. Herr Torello, der von Saladin nur bei seinem Taufnamen genannt wurde, ohne daß er diesen noch

der Sultan ihn wiedererkannt hatte, weilte mit seiner Seele nur in Pavia, und schon mehr als einmal hatte er versucht zu entfliehen, allein nie war es ihm gelungen. Als daher einige Genueser als Abgesandte zum Loskauf einiger ihrer Mitbürger bei Saladin erschienen und nun wieder abreisen sollten, gedachte er, seiner Gemahlin zu schreiben, daß er noch lebe und zu ihr, sobald er nur könne, zurückkehren werde, daß sie ihn daher erwarten möge. So tat er denn auch und bat den einen der Abgesandten inständig, daß er diesen Brief in die Hände seines Oheims, des Abtes von St. Pietro in Ciel d'Oro, gelangen lassen möchte.

Da geschah es eines Tages, daß, während Saladin mit Herrn Torello über seine Falken sprach, Herr Torello zu lächeln begann und dabei einen Zug mit dem Munde machte, den Saladin, als er sich in seinem Hause zu Pavia befunden, mehrfach an ihm bemerkt hatte. Durch diesen Zug erinnerte sich Saladin an Herrn Torello, fing an ihn aufmerksam zu betrachten, und er schien es ihm wirklich zu sein. Sogleich ließ er daher das erste Gespräch fallen und sprach: „Sage mir, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist du?"

„Mein Gebieter," antwortete Herr Torello, „ich bin ein Lombarde, aus einer Stadt, die Pavia heißt, ein armer Mann und von geringer Geburt."

Als Saladin dies hörte, sprach er, dessen, was er vermutete, nun ziemlich gewiß, froh zu sich selber: „Gott hat mir Gelegenheit gewährt, diesem zu beweisen, wie wert mir seine Zuvorkommenheit war." Und ohne ein Wort weiter zu sagen, ließ er alle seine Gewänder in einem Zimmer zurecht legen, führte jenen dorthin und sagte: „Siehe, Christ, ob unter diesen Gewändern eins ist, das du schon sonst gesehen hast."

Herr Torello fing an umherzuschauen und erblickte die Kleider, die seine Gattin dem Saladin geschenkt hatte; doch er glaubte nicht, daß es dieselben sein könnten, und antwortete deshalb: „Mein Gebieter, ich kenne keines darunter. Wahr ist es indessen, daß diese zwei gewissen Kleidern sehr gleichen, mit denen ich einst zugleich mit drei Kaufleuten, die in mein Haus gelangten, bekleidet wurde."

Nun konnte Saladin sich nicht länger halten, sondern umarmte ihn gerührt und sagte: „So seid Ihr denn Herr Torello d'Istria und ich bin einer jener drei Kaufleute, denen Eure Gattin diese Kleider schenkte. Jetzt aber ist die Stunde erschienen, Euren Glauben an meine Ware zu befestigen, wie ich bei dem Abschied von Euch sagte, daß es wohl noch geschehen könne."

Als Herr Torello dies hörte, wurde er äußerst froh und fing doch zugleich auch an, sich zu schämen; froh wurde er, daß er einen solchen Gast bewirtet hatte; er schämte sich aber, weil es ihm bedünkte, daß er ihn nur ärmlich empfangen habe. Doch Saladin sprach zu ihm: „Herr Torello, weil denn Gott Euch mir hierher gesandt hat, so denkt, daß nicht ich, sondern Ihr der Herr hier seid."

Und nachdem sie sich nun gegenseitig ihre große Freude bezeugt hatten, ließ Saladin ihn in fürstliche Gewänder kleiden, führte ihn vor alle seine größten Vasallen hinaus, sprach zu diesen viel zum Lobe seiner Trefflichkeit und gebot, daß jeder, dem seine Gnade wert wäre, ihn ebenso ehren sollte, wie seine eigene Person. Dies tat fortan ein jeder; doch mehr als die anderen noch die beiden Herren, welche Saladins Begleiter in seinem Hause gewesen waren.

Die Größe des plötzlichen Glanzes, in welchem Herr

Torello sich nun erblickte, zog ihn etwas von seinen Gedanken an die Lombardei ab, vorzüglich deshalb, weil er mit Sicherheit hoffte, daß seine Briefe zu dem Ohm gelangt sein würden. Allein in dem Lager oder in dem Heere der Christen war an dem Tage, da dies von Saladin gefangen wurde, ein provencalischer Ritter von geringem Ansehen, dessen Name Herr Torel von Dignes war, gestorben und begraben worden, und weil Herr Torello d'Istria durch seinen Adel in dem ganzen Heere bekannt war, so glaubte ein jeder, der sagen hörte, Herr Torello wäre tot, Herr Torello d'Istria und nicht der von Dignes sei gemeint. Die Gefangennahme, die dazu gekommen war, verhinderte die Aufklärung, weshalb denn viele Italiener mit dieser Kunde zurückkehrten, unter denen einige so zuversichtlich waren, daß sie zu behaupten wagten, sie hätten ihn tot gesehen und wären bei seinem Begräbnis zugegen gewesen.

Als diese Nachricht zu seiner Frau und zu seinen Verwandten gelangte, erweckte sie nicht nur in ihnen großen und unsäglichen Schmerz, sondern auch in jedem anderen, der ihn gekannt hatte. Zu lang wäre es zu erzählen, welcher Art und wie groß der Schmerz, die Trauer und die Klage seiner Gattin war, die, nachdem sie einige Monate in beständiger Trauer verlebt hatte und allmählich etwas weniger laut zu klagen anfing, sogleich von den vornehmsten Männern der Lombardei begehrt und bald auch von ihren Brüdern und übrigen Verwandten aufgefordert wurde, sich wieder zu vermählen. Dies hatte sie nun zwar oft und unter häufigen Tränen abgeschlagen; endlich aber sah sie sich genötigt, in das Begehren ihrer Verwandten zu willigen, jedoch unter der Bedingung, daß sie so lange warten dürfte, wie sie Herrn Torello versprochen hätte.

Während zu Pavia die Angelegenheiten der Dame also standen und vielleicht nur noch acht Tage an der Frist fehlten, wo sie sich einem neuen Gemahl nehmen sollte, begab es sich, daß Herr Torello in Alexandrien einen Mann erblickte, den er vorher mit den genuesischen Abgesandten die Galere hatte besteigen sehen, die nach Genua segelte. Er ließ ihn sich also rufen und fragte ihn, was für eine Reise sie gehabt hätten und wann sie in Genua angekommen wären. Dieser antwortete ihm: „Herr, eine üble Reise machte die Galere, wie ich in Kreta vernahm, wo ich zurückgeblieben bin; denn als sie Sicilien nahe war, erhob sich ein entsetzlicher Nordsturm, der sie auf die Sandbänke der Berberei warf, so daß kein einziger mit dem Leben davon kam, und auch zwei meiner Brüder ihr Leben einbüßten."

Herr Torello glaubte diesen Worten, die allerdings richtig waren, und da er sich erinnerte, daß die Frist, die er von seiner Gattin begehrt hatte, in wenigen Tagen ablaufen müsse, und vermutete, daß man von seinem Wohlergehen in Pavia nichts erfahren haben werde, so hielt er es für gewiß, daß seine Gattin wieder vermählt sei. Hierüber verfiel er in solche Traurigkeit, daß er alle Eßlust verlor, sich krank niederlegte und zu sterben entschlossen war.

Als Saladin, der ihn über alles liebte, dies erfuhr, kam er zu ihm, und nachdem er auf viele und inständige Bitten, die er an ihn richtete, die Ursache seines Kummers und seiner Krankheit erfahren hatte, tadelte er ihn heftig, daß er ihm dies nicht zuvor mitgeteilt hätte, beschwor ihn dann, sich zu trösten, und beteuerte ihm, wenn er dies tue, so wolle er Sorge tragen, daß er zu der bestimmten Frist in Pavia sei, und zugleich sagte er ihm, wie.

Herr Torello traute Saladins Worten, und da er häufig sagen gehört hatte, daß dergleichen möglich und schon öfter geschehen sei, so fing er an sich zu trösten und bat jenen dringend, alles nur Mögliche daran zu setzen. Saladin gebot einem seiner Nekromanten, dessen Kunst er schon erprobt hatte, Mittel zu finden, wie Herr Torello auf seinem Bett in einer Nacht nach Pavia geschafft werden könnte. Der Nekromant erwiderte ihm, daß dies geschehen solle, allein daß er ihn zu seinem eigenen Besten zuvor in Schlaf bringen solle.

Als dies nun angeordnet war, kehrte Saladin zu Herrn Torello zurück, den er völlig entschlossen fand, zu der bestimmten Frist in Pavia sein zu wollen, wenn dies irgend möglich wäre, wenn es aber nicht sein könnte, zu sterben.

„Herr Torello," sagte er zu ihm, „wenn Ihr Eure Gattin so zärtlich liebt und fürchtet, daß sie eines anderen Weib werde, so weiß es Gott, daß ich Euch auf keine Weise deshalb zu tadeln wüßte; denn von allen Frauen, die ich je sah, meine ich, ist sie es, deren Sitten, deren Weise und deren Betragen, abgesehen von der Schönheit, die eine hinfällige Blume ist, mir am meisten zu loben und wert zu halten schienen. Freilich wäre es mir sehr lieb gewesen, wenn wir, da Euch ein günstiges Geschick hierher geführt hatte, die Zeit, die Ihr und ich noch zu leben haben, in der Regierung des Reiches, das ich besitze, gemeinsam auf gleiche Weise als Herren miteinander gelebt hätten; doch, da mir dies einmal nicht von Gott bewilligt werden sollte und Ihr den festen Entschluß faßtet, entweder zu sterben oder zu der bestimmten Zeit in Pavia einzutreffen, so hätte ich wenigstens höchlich gewünscht, dies zur rechten Zeit erfahren zu haben, um Euch mit derjenigen Ehre, mit dem An-

stand und der Begleitung, die Euren Verdiensten angemessen sind, nach Eurer Heimat zurückführen lassen zu können. Doch da mir auch dies nicht gewährt ist und Ihr nur begehrt, sobald wie möglich dort zu sein, so will ich Euch, so wie ich es vermag und in der Weise, von der ich Euch gesagt habe, dorthin senden."

„Mein Gebieter," entgegnete ihm Herr Torello hierauf, „auch ohne Eure Worte haben Taten mir Euer Wohlwollen genugsam bewiesen, das ich in so überhohem Grade nie verdient habe. Die Überzeugung von dem, was Ihr sagt, werde ich, auch wenn Ihr es mir nicht versichertet, hegen, solange ich lebe, und sie im Tode bewahren; doch da ich einmal so beschlossen habe, so bitte ich Euch, daß, was Ihr tun wollt, schnell geschehe; denn morgen ist der letzte Tag, wo auf mich gewartet werden soll."

Saladin versicherte, daß dies ohne Fehl besorgt werde.

Am nächsten Tage ließ Saladin, da er beschlossen hatte, ihn in der kommenden Nacht zurückzusenden, in einem großen Saale ein schönes und reiches Lager von Matratzen aufschlagen, die alle nach dortiger Sitte mit Samt und Goldstoff überzogen waren, und darüber eine Decke legen, die nach gewissen Mustern mit großen Perlen und kostbaren Edelsteinen gestickt war, so daß man sie nachher bei uns für einen unermeßlichen Schatz erachtete, und darüber zwei Kopfkissen, wie sie zu einem solchen Bette paßten. Als dies geschehen war, befahl er, daß Herrn Torello, welcher sich schon wieder stark fühlte, ein Kleid nach Sarazenenart angelegt würde, so reich und schön, wie es noch nie jemand gesehen hatte, und um sein Haupt ließ er nach dortiger Weise eine seiner längsten Kopfbinden wickeln. Als es nun spät wurde, trat Saladin mit vielen seiner Barone in

das Gemach, wo Herr Torello sich befand, setzte sich ihm zur Seite nieder und fing fast unter Tränen also zu reden an:

„Herr Torello, die Stunde, die mich von Euch trennen soll, naht heran; und da ich Euch weder selbst begleiten noch begleiten lassen kann, so muß ich hier in Eurem Gemach von Euch Abschied nehmen, und um ihn zu nehmen, bin ich gekommen. So bitte ich Euch denn, bevor ich Euch Gott empfehle, bei der Liebe und bei der Freundschaft, die unter uns besteht, daß Ihr meiner gedenket und daß Ihr, wenn es Euch möglich ist, ehe unsere Tage enden, nachdem Ihr Eure Angelegenheiten in der Lombardei in Ordnung gebracht habt, wenigstens noch einmal mich zu besuchen kommt, damit ich dann nicht nur Euch wiederzusehen mich erfreuen, sondern auch den Fehler wieder gutmachen könne, in den ich jetzt um Eurer Eile willen verfallen muß. Bis dies aber geschieht, falle es Euch nicht lästig, mich in Briefen zu besuchen und von mir zu fordern, was Euch irgend gefallen wird; denn wahrlich, lieber als für irgendeinen anderen lebenden Menschen will ich für Euch das Gewünschte tun."

Herr Torello konnte seine Tränen nicht zurückhalten und antwortete daher, von diesen verhindert, nur mit wenigen Worten, es sei unmöglich, daß er je seine Wohltaten vergessen oder daß seine Trefflichkeit ihm aus dem Gedächtnis schwinden könnte, und daß er unfehlbar tun werde, was jener ihm geboten, wenn anders so lange Lebenszeit ihm gewährt würde.

Hierauf umarmte Saladin ihn zärtlich, küßte ihn und sagte unter vielen Tränen: „So gehet denn mit Gott!" Dann verließ er das Gemach, und die anderen Barone verabschiedeten sich alle von ihm und traten

mit Saladin in den Saal, wo er das Bett hatte bereiten lassen.

Hierüber war es spät geworden, und da der Nekromant die Ausführung seines Zaubers erwartete und beeilte, erschien ein Arzt mit einem Trank, den er dem Herrn Torello unter dem Vorgeben, daß er ihm zur Stärkung dienen solle, reichte und von ihm austrinken ließ. Nicht lange darauf verfiel er in tiefen Schlaf. So schlummernd wurde er nach Saladins Befehl auf das schöne Bett getragen, auf das er selbst noch eine große und schöne Krone von hohem Wert legte, die er so bezeichnete, daß man nachher deutlich erkennen mußte, sie sei von Saladin der Gemahlin des Herrn Torello übersandt. Hierauf steckte er Herrn Torello an den Finger einen Ring mit einem so glänzenden Karfunkel, daß er einer brennenden Fackel glich, und dessen Wert man kaum zu schätzen vermochte. Dann ließ er ihm ein Schwert umgürten, dessen Preis schwer zu bestimmen gewesen wäre; dazu ließ er ihm eine Spange anlegen, die mit Perlen, derengleichen man nie gesehen hatte, und mit vielen anderen kostbaren Steinen besetzt war. Endlich ließ er zu beiden Seiten des Schlafenden zwei große goldene Becken voller Dublonen hinstellen und um ihn her viele Haarnetze voller Perlen, Ringe, Gürtel und andere Dinge, die hier aufzuzählen zu lang sein würde. Nachdem dies alles besorgt war, küßte er Herrn Torello von neuem und befahl dem Nekromanten, sich zu beeilen. Sogleich erhob sich nun in Saladins Gegenwart das Bett mit Herrn Torello und verschwand; Saladin aber blieb mit seinen Baronen unter Gesprächen über ihn zurück.

Schon war Herr Torello, wie er begehrt hatte, in die Kirche von S. Pietro in Ciel d'Oro zu Pavia mit allen

erwähnten Edelsteinen und Geschmeiden immer noch schlafend niedergesetzt, als nach dem Morgengeläut der Sakristan mit einem Licht in der Hand in die Kirche trat und, als er das reiche Bett zufällig erblickte, nicht allein darüber erstaunte, sondern vor übergroßer Furcht eilig die Flucht ergriff und umkehrte. Als der Abt und die übrigen Mönche ihn so fliehen sahen, wunderten sie sich und fragten nach der Ursache. Der Mönch gab ihnen die nötige Erklärung. „Fürwahr," rief der Abt, „du bist doch nachgerade kein Kind mehr und auch nicht so neu in dieser Kirche, daß du so leicht erschrecken solltest! So wollen wir denn gehen und zusehen, was ihm so bange gemacht hat."

Nachdem sie nun mehr Kerzen angezündet, trat der Abt mit allen seinen Mönchen in die Kirche, und sie erblickten dies so wundersame und reiche Bett und auf ihm den schlafenden Ritter; während sie aber furchtsam und schüchtern die edlen Geschmeide betrachteten, ohne sich dem Bett im geringsten zu nähern, geschah es, da die Kraft des Trankes erschöpft war, daß Herr Torello erwachte und einen tiefen Seufzer ausstieß. Als die Mönche dies vernahmen und der Abt mit ihnen, ergriffen sie erschreckt die Flucht und schrien: „Herr, steh' uns bei!" Herr Torello aber öffnete die Augen, schaute sich um und erkannte deutlich, daß er sich da befinde, wo er hingebracht zu werden von Saladin begehrt hatte. Sehr zufrieden hierüber richtete er sich zum Sitzen auf und betrachtete einzeln, was er um sich her sah, und obwohl er die Großmut Saladins schon vorher gekannt hatte, so schien sie ihm doch jetzt noch größer, und er erkannte sie in vollerem Maße.

Nichtsdestoweniger begann er, ohne seine Stellung zu wechseln, da er die Mönche fliehen sah und die Ur-

sache davon erriet, den Abt beim Namen zu rufen und ihn zu beschwören, daß er nichts fürchten möchte, da er Torello, sein Neffe, wäre. Als der Abt dies hörte, wurde er nur noch furchtsamer, weil er glaubte, daß Torello vor mehreren Monaten gestorben sei. Nach einiger Zeit jedoch ließ er sich durch triftige Gründe einigermaßen beruhigen, machte, da er noch immer gerufen wurde, das Zeichen des heiligen Kreuzes und ging zu ihm. „O mein Vater!" rief Herr Torello, „was fürchtet Ihr Euch? Ich bin durch Gottes Gnade lebendig und von jenseits des Meeres hierher zurückgekehrt."

Obwohl nun Herr Torello einen langen Bart trug und mit einem arabischen Gewande bekleidet war, erkannte nach einiger Zeit der Abt ihn doch wieder und nahm ihn, nachdem er sich völlig beruhigt hatte, bei der Hand mit den Worten: „Mein Sohn, sei uns herzlich willkommen!" Dann aber fuhr er fort: „Du darfst dich über unsere Furcht nicht wundern; denn in dieser Stadt gibt es niemand, der dich nicht zuverlässig für tot hält, so daß ich dir sagen muß, daß Madonna Adalieta, deine Gattin, von den Bitten und Drohungen ihrer Verwandten besiegt, gegen ihren Willen wieder verlobt ist; noch diesen Morgen soll sie zu ihrem neuen Gemahl ziehen, und die Hochzeit und alles, was zum Feste gehört, ist bereit."

Herr Torello erhob sich nun von seinem reichen Bett und bat den Abt und die Mönche, nachdem er sie herzlich begrüßt hatte, von seiner Widerkehr niemandem etwas zu sagen, bis er notwendige Vorbereitungen getroffen hatte. Dann ließ er die reichen Geschmeide in Sicherheit bringen und erzählte dem Abt, was ihm bis zu diesem Augenblick begegnet sei. Froh über diese Glücksfälle, dankte der Abt gemeinschaftlich mit ihm

Gott, worauf Herr Torello jenen fragte, wer der neue Gemahl seiner Gattin sei. Der Abt sagte es ihm, und Herr Torello erwiderte: „Bevor man von meiner Rückkehr etwas erfährt, beabsichtige ich zu sehen, wie das Benehmen meiner Frau bei dieser Hochzeit sein wird, und deshalb bitte ich euch denn, wenn es auch sonst nicht üblich ist, daß Männer von geistlichem Stande zu solchen Gastgeboten gehen, mir zuliebe es so einzurichten, daß wir zusammen hingehen."

Der Abt erwiderte, er wolle das gern tun, und schickte, sobald es Tag geworden war, zu dem Bräutigam, dem er sagen ließ, daß er mit einem Gefährten zu seiner Hochzeit zu kommen wünsche. Der Edelmann antwortete, dies sei ihm sehr genehm; und als die Essensstunde kam, ging Herr Torello, gekleidet wie er war, mit dem Abt zu dem Hause des Bräutigams, von jedem, der ihn erblickte, mit Erstaunen angesehen, doch von niemand erkannt; der Abt aber sagte allen, er sei ein Sarazene, den der Sultan als Gesandten zu dem König von Frankreich schicke.

So wurde denn Herr Torello an einen Tisch, der dem seiner Gattin gerade gegenüber stand, gesetzt, die er mit dem größten Vergnügen betrachtete, und deren Züge ihm Betrübnis über diese Hochzeit auszudrücken schienen. Auch sie blickte ihn einige Male an, jedoch keineswegs, weil sie ihn wiedererkannt hätte; denn der lange Bart, das fremde Gewand und ihr fester Glaube, daß er tot sei, hinderten sie daran.

Als es aber Herrn Torello an der Zeit schien, sie zu prüfen, ob sie sich seiner noch erinnere, nahm er den Ring in die Hand, den seine Frau ihm beim Abschied geschenkt hatte, ließ den Edelknaben, der ihr bei Tische aufwartete, herbeirufen und sagte zu ihm: „Bestelle

der Braut von mir, in meiner Heimat sei es üblich, daß, wenn ein Fremder, wie ich es hier bin, an dem Mahle einer Braut, wie sie es ist, teilnimmt, sie zum Zeichen, daß seine Gegenwart bei dem Feste ihr wert sei, ihm ihren Becher voller Wein sendet, worauf dann der Fremde, soviel ihm gefällt, davon trinkt und den Becher zudeckt, die Braut aber das übrige austrinkt."

Der Knabe richtete diese Bestellung bei seiner Gebieterin aus, die als eine verständige und wohlgesittete Dame, da sie jenen für irgendeinen großen Herrn hielt, um ihm zu zeigen, daß ihr sein Kommen wert sei, befahl, daß ein großer vergoldeter Becher, der vor ihr stand, mit Wein gefüllt und dem edlen Manne gebracht werde. Und so geschah es.

Indessen hatte Herr Torello den Ring von ihr in den Mund genommen und ließ ihn, ohne daß jemand es bemerkte, während er trank, in den Becher niederfallen, dann aber deckte er denselben, in dem er nur wenig Wein zurückgelassen hatte, wieder zu und sandte ihn der Dame zurück. Um dem Brauch nachzukommen, nahm die Dame den Becher, deckte ihn auf, setzte ihn an den Mund und erblickte nun den Ring und betrachtete ihn, ohne ein Wort zu sagen, eine Weile. Endlich erkannte sie ihn bestimmt als denjenigen, den sie dem Herrn Torello bei seinem Abschied geschenkt hatte, nahm ihn, blickte den vermeintlichen Fremdling scharf an, und als sie diesen erkannte, stürzte sie, wie von plötzlichem Wahnsinn befallen, den Tisch vor sich um und rief laut: „Er ist es, es ist mein Herr; wahrhaftig, dies ist Herr Torello!" Und damit lief sie zu dem Tische, an welchem er saß, und warf sich, ohne Rücksicht auf ihre Kleider oder auf das, was auf dem Tische stand, darüber hin, schloß den lange Ersehnten fest in ihre

Arme und war von seinem Halse weder durch Zureden noch sonstwie wieder loszumachen, bis Herr Torello selbst ihr zuredete, sich ein wenig zu mäßigen, da ihr ja noch Zeit genug bleiben würde, ihn zu umarmen.

Nun erst richtete sie sich wieder auf; Herr Torello aber bat, weil die Hochzeit doch einmal gestört und seine Frau durch den Wiedergewinn eines solchen Ritters indessen auch wieder fröhlich geworden war, alle um Stillschweigen und Gehör. Jetzt erzählte er ihnen, was vom Tage seiner Abreise an bis zu diesem Augenblick ihm begegnet sei, und schloß damit, daß es dem edlen Manne, der seine Frau zur Gattin erwählt hätte, weil er ihn tot geglaubt, nicht mißfallen dürfe, wenn er, da er selbst das Gerücht seines Todes widerlegt habe, sie sich wieder zurücknehme.

Wenngleich nun die Sache für den Bräutigam etwas empfindlich war, so erwiderte er doch aus freien Stücken und in aller Freundschaft, daß Herr Torello mit dem, was ihm gehöre, tun könne, was ihm beliebe. Die Braut legte Ring und Krone ab, die sie von dem Bräutigam empfangen hatte, steckte dagegen den Ring auf, den sie aus dem Becher genommen, und setzte ebenso die Krone auf, die der Sultan ihr geschickt hatte, und so verließen sie das Haus, in dem sie sich befanden, und zogen mit dem ganzen Hochzeitsgefolge zu Herrn Torellos Hause. Hier erheiterten sie die vorher trostlosen Freunde, Verwandten und alle Bürger, die ihn fast wie ein Wunder anstaunten, durch ein langes und fröhliches Festgelage. Herr Torello schenkte von seinen kostbaren Juwelen dem, der die Kosten der Hochzeit bestritten hatte, einen Teil, einen anderen gab er dem Abt und vielen anderen; dem Saladin aber verkündete er durch mehr als einen Abgesandten seine glückliche Heimkehr und betrachtete

sich stets als dessen Freund und Diener und lebte nachher noch viele Jahre mit seiner trefflichen Gemahlin, noch zuvorkommender und freigebiger als zuvor.

Dies war das Ende der Unfälle des Herrn Torello, der Leiden seiner geliebten Dame und der Lohn ihrer heiteren, stets gewährten Gastfreundschaft. Eine solche nachzuahmen, bemühen sich zwar viele; allein sie verstehen sich so schlecht darauf, daß sie, obwohl sie die Mittel dazu besitzen, sie viel teurer erkaufen lassen, als sie wert ist, bevor sie sie gewähren. Wenn ihnen also kein Lohn zuteil wird, so dürfen weder sie noch andere sich darüber wundern.







H. Gravelot inv. T. V. N. 23 *Flipart Sculp.*

ZEHNTE GESCHICHTE

Der Markgraf von Saluzzo wird durch die Bitten seiner Vasallen genötigt, eine Frau zu nehmen; um solche aber nach seinem Sinne zu haben, wählt er die Tochter eines Landmanns und zeugt mit ihr zwei Kinder. Er macht sie glauben, daß er diese getötet habe, und sagt ihr dann, er sei ihrer überdrüssig und habe eine andere geheiratet. Zum Scheine läßt er seine eigene Tochter nach Hause zurückkehren, als wäre sie seine Gemahlin, und verjagt jene im bloßen Hemde. Da er sie bei allem geduldig findet, nimmt er sie zärtlicher als je wieder in sein Haus, zeigt ihr ihre erwachsenen Kinder, achtet sie und läßt sie als Markgräfin ehren.

Als die lange Geschichte des Königs zu Ende war, welche dem Anschein nach allen wohlgefallen hatte, sprach Dioneo lächelnd:

Der gute Mann, der in der kommenden Nacht den steifen Schweif des Gespenstes zu demütigen hoffte, hätte wohl weniger als zwei Heller für all das Lob gegeben, das ihr Herrn Torello spendet. Dann aber, da ihm bewußt war, daß das Erzählen allein noch an ihm sei, begann er:

Meine gefälligen Damen, wie es mich bedünken will, hat der heutige Tag bloß Königen und Sultanen und dergleichen Leuten gehört. Um mich also nicht gar zu weit von euch zu entfernen, will ich euch von einem Markgrafen erzählen; indessen nicht eine großmütige Handlung, sondern eine wahnsinnige Roheit, obwohl sie am Ende ihm zum Guten ausschlug. Indes rate ich niemandem, ihm darin zu folgen; denn wahrlich, es war äußerst schade, daß ihm Gutes daraus erwuchs.

Schon lange ist es her, daß unter den Markgrafen von Saluzzo das Haupt des Hauses ein junger Mann, namens Gualtieri, war, der ohne Weib und Kind seine Zeit mit nichts anderem verbrachte als mit dem Vogelstellen und

der Jagd und nicht daran dachte, eine Frau zu nehmen und Kinder zu haben, weshalb er für sehr weise zu halten war. Seinen Vasallen gefiel dies jedoch keineswegs, und öfters baten sie ihn, sich zu vermählen, damit er nicht ohne Erben und sie ohne Lehnsherrn blieben, auch erboten sie sich, ihm eine Gemahlin ausfindig zu machen, von solchen Eigenschaften und solcher Abkunft, daß man Gutes von ihr hoffen könnte, ihrem Gemahl aber durch sie die größte Freude erwachsen würde.

Doch Gualtieri erwiderte ihnen: „Meine Freunde, ihr nötigt mich zu dem, was niemals zu tun ich völlig entschlossen war, indem ich erwog, wie schwer es ist, ein Weib zu finden, das mit unseren Gewohnheiten wohl übereinstimmt, welch ein Überfluß am Gegenteil herrscht und welch trauriges Leben der führt, der auf eine Gattin trifft, die nicht zu ihm paßt. Zu sagen, daß ihr an den Sitten der Väter und der Mütter die Töchter zu erkennen euch getraut, und daraufhin zu glauben, daß ihr mir eine aussuchen könnt, die mir sicher gefallen werde, ist eine Torheit; ich wenigstens weiß nicht, wie ihr die Väter erkennen wollt oder wie die Geheimnisse der Mütter entdecken; und selbst wenn ihr sie kennt, wie oft sind die Töchter den Vätern und Müttern unähnlich! Weil ihr mich aber einmal in diese Ketten schmieden wollt, so will ich es zufrieden sein; damit ich mich jedoch, wenn es übel ausschlüge, über niemand anderes als über mich selbst zu beklagen habe, so will ich selbst der Finder sein, euch aber zugleich versichern, daß, wenn die, die ich wählen werde, von euch nicht als eure Herrin geehrt wird, ihr zu eurem großen Schaden erfahren werdet, wie schwer es mir fällt, gegen meinen Wunsch mich zu vermählen.“

Die wackeren Männer erwiderten, daß sie damit zu-

frieden seien, wenn er sich nur entschlösse, eine Gemahlin zu nehmen.

Schon lange hatte Herrn Gualtieri das Betragen eines armen Mädchens aus einem Dorfe nahe bei dem Orte seines gewöhnlichen Aufenthaltes gefallen, und da er sie auch schön fand, so glaubte er, daß er mit ihr ein recht zufriedenes Leben müsse führen können. Ohne daher weiter zu suchen, beschloß er, diese zu ehelichen. Er ließ den Vater rufen und wurde mit ihm, der ein ganz armer Mann war, einig, sie zur Frau zu nehmen. Alsdann ließ Gualtieri alle seine Freunde aus der Umgegend zusammenrufen und sagte zu ihnen: „Meine Freunde, es hat euch gefallen und gefällt euch, daß ich mich entschließe, eine Frau zu nehmen, und ich bin dazu entschlossen, mehr um euch gefällig zu sein, als weil ich nach einer Frau verlangte. Ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, daß ihr nämlich zufrieden sein und als Herrin ehren wollt, wen ich auch nehmen mag. Nun ist die Zeit gekommen, wo ich im Begriff stehe, euch mein Versprechen zu halten, aber auch verlange, daß ihr das eurige haltet. Ich habe eine Jungfrau nach meinem Herzen nahebei gefunden, die ich zur Gattin zu nehmen und daher in wenigen Tagen in mein Haus zu führen gedenke. Tragt also Sorge, wie das Hochzeitsfest schön zu veranstalten und die Braut ehrenvoll zu empfangen sei, damit ich mit eurem Worthalten mich ebenso zufrieden erklären könne, wie ihr es mit dem meinigen können sollt."

Die guten Männer erwiderten alle voller Freude, das sei ihnen genehm, und sie würden die Ausgewählte, möchte sie auch sein, wer sie wolle, für ihre Herrin erachten und in allen Stücken als Herrin ehren. Hierauf rüsteten sie sich alle, das Fest schön, groß und fröhlich

zu machen, und dasselbe tat Gualtieri. Er ließ die Hochzeit auf das prächtigste und schönste veranstalten und viele seiner Freunde und Verwandten, vornehme Edelleute und andere Nachbarn dazu einladen. Ferner ließ er eine Menge schöner und reicher Kleider nach dem Maße eines Mädchens zuschneiden, welches ihm von der Gestalt der Jungfrau zu sein schien, die er zu heiraten beschlossen hatte; auch besorgte er Gürtel und Ringe und einen reichen und schönen Brautkranz nebst allem dem, was einer Neuvermählten geziemt.

Als nun der Tag gekommen war, den Gualtieri zur Hochzeit bestimmt hatte, stieg er in der zweiten Morgenstunde zu Pferde und mit ihm alle die, welche ihn zu ehren gekommen waren, und nachdem er alles Nötige angeordnet hatte, sprach er: „Ihr Herren, nun ist es Zeit, die Braut zu holen.“ Darauf machte er sich mit seiner ganzen Begleitung auf den Weg nach jenem Dörfchen, und als sie das Haus des Vaters des Mädchens erreicht hatten, fanden sie diese in großer Eile von dem Brunnen mit Wasser zurückkehrend, weil sie dann mit anderen Frauen gehen wollte, um die Braut des Herrn Gualtieri kommen zu sehen.

Als Gualtieri sie erblickte, rief er sie bei ihrem Namen Griselda und fragte sie, wo ihr Vater sei.

Verschämt antwortete sie ihm: „Mein Gebieter, er ist im Hause.“

Nun stieg Gualtieri vom Pferde, befahl jedermann, ihn zu erwarten, und trat allein in die arme Hütte, wo er ihren Vater fand, welcher Giannucolo hieß, und sagte zu ihm: „Ich bin gekommen, um die Griselda zu heiraten; zuvor jedoch will ich in deiner Gegenwart etwas von ihr erfahren.“ Und nun fragte er sie, ob sie, wenn er sie zur Frau nähme, sich immerdar bestreben

würde, ihm zu Gefallen zu leben und sich über nichts, was er auch sagen oder tun möchte, zu erzürnen, ob sie gehorsam sein würde, und andere ähnliche Dinge in Menge, die sie sämtlich mit ja beantwortete. Hierauf nahm Gualtieri sie bei der Hand, führte sie hinaus, ließ sie in Gegenwart seiner ganzen Begleitung und aller übrigen Personen sich nackend auskleiden und ihr schnell die Kleider anlegen, die er für sie hatte machen lassen und die auf seinen Befehl herbeigebracht waren, ließ sie mit Schuhen versehen und auf ihre Haare, so verworren wie sie waren, einen Kranz setzen; dann aber sprach er, während sich noch alle über dieses Verfahren wunderten: „Ihr Herren, diese ist es, die nach meiner Absicht meine Frau werden soll, sofern sie mich zu ihrem Manne will."

Dann wandte er sich zu ihr, die zweifelnd dastand und ihrer selbst sich schämte, und sagte: „Griselda, willst du mich zu deinem Manne?"

Sie aber antwortete: „Ja, mein Gebieter!"

„Und ich", sagte er, „will dich zu meiner Frau." Und so verlobte er sich mit ihr in aller Gegenwart. Dann hieß er sie auf ein Roß steigen und führte sie ehrenvoll begleitet nach seinem Hause.

Hier war die Hochzeit groß und prächtig und die Festlichkeiten nicht anders, als wenn er die Tochter des Königs von Frankreich heimgeführt hätte. Die Braut aber schien mit den Kleidern auch Gesinnung und Benehmen gewechselt zu haben. Sie war, wie wir schon sagten, schön von Gestalt und Gesichtszügen, und so schön sie war, ebenso anmutig, gefällig und gesittet wurde sie nun, so daß man nicht mehr geglaubt hätte, sie sei die Tochter des Giannucolo und eine Schafhirtin gewesen, sondern daß sie das Kind eines adligen Herrn

schien, wodurch sie denn einen jeden in Erstaunen setzte, der sie vorher gekannt hatte. Dabei war sie ihrem Manne so gehorsam und so dienstbeflissen gegen ihn, daß er sich für den glücklichsten und zufriedensten Menschen auf der Welt hielt; gegen die Untergebenen ihres Gemahls aber war sie so freundlich und wohlwollend, daß keiner darunter war, der sie nicht mehr geliebt als sich selbst und ihr mit Freuden Ehrfurcht bewiesen hätte.

Alle beteten für ihr Wohl, ihr Glück und ihre Erhebung, und dieselben, die sonst wohl häufig gesagt hatten, Gualtieri habe unverständig gehandelt, sie zur Frau genommen zu haben, beteuerten nun, er sei der verständigste und scharfsinnigste Mann auf der Welt gewesen, weil niemand als allein er vermocht haben würde, ihre hohe Tugend unter ärmlichen Lumpen und bäuerischer Kleidung versteckt zu erkennen. Und kurz, nicht bloß in ihrer Markgrafschaft, sondern überall wurde, bevor viel Zeit verstrichen war, von ihrer Tugend und ihren guten Werken rühmend gesprochen, und alles, was man vielleicht gegen ihren Gemahl gesagt haben mochte, als er sie zur Braut erwählte, verkehrte sich in das Gegenteil.

Nicht lange war sie mit Gualtieri vermählt, als sie guter Hoffnung wurde und zur gebührenden Zeit eine Tochter gebar, über welche Gualtieri die größte Freude hatte. Bald darauf verfiel er jedoch auf den seltsamen Gedanken, durch langwierige Mittel und fast unerträgliche Proben ihre Geduld prüfen zu wollen. Zuerst fing er an, sie durch Worte zu kränken, indem er unwillig tat und sagte, seine Vasallen seien um ihrer niedrigen Geburt willen äußerst unzufrieden mit ihr, am unzufriedensten aber, seit sie sähen, daß Griselda ihm Kinder

bringe, wie sie denn über die Tochter, welche sie geboren, voller Mißvergnügen unablässig murrten.

Als die Frau diese Worte vernahm, sprach sie, ohne den Ausdruck ihrer Züge oder ihre guten Vorsätze im mindesten zu ändern: „Mein Gebieter, tu mit mir, was du deiner Ehre und deiner Ruhe am förderlichsten glaubst; ich werde mit allem zufrieden sein, da ich erkenne, wie viel geringer ich bin als jene, und wie wenig ich der Ehre würdig war, zu der du mich durch deine Güte erhoben hast."

Diese Antwort war dem Gualtieri sehr genehm, da sie ihm zeigte, daß die Ehre, die er oder andere ihr erwiesen, auch nicht den kleinsten Stolz in ihr geweckt hatten.

Kurze Zeit darauf schickte er jedoch, nachdem er in allgemeinen Worten der Frau gesagt hatte, seine Untertanen wollten die von ihr geborene Tochter nicht dulden, einen insgeheim unterwiesenen Diener zu ihr, der mit sehr betrübten Gebärden zu ihr sagte: „Madonna, wenn ich nicht sterben will, muß ich tun, was mein Herr mir geboten hat. Er hat mir befohlen, diese Eure Tochter zu nehmen und sie — —" Mehr sagte er nicht.

Als die Dame diese Worte vernahm, das Antlitz des Dieners sah und zugleich sich der Worte ihres Gemahls erinnerte, erriet sie, daß jenem befohlen sei, ihr Kind zu töten. Rasch nahm sie es daher aus der Wiege, küßte es und segnete es, und so groß auch der Schmerz war, den sie im Herzen fühlte, so legte sie dennoch, ohne die Miene zu verändern, dem Diener das Kind in den Arm und sagte: „Nimm sie hin und vollziehe alles, was dein und mein Herr dir geboten hat; nur dafür trage Sorge, wenn er dir nicht ausdrücklich das Gegenteil befohlen hat, daß nicht Wölfe oder Raubvögel sie verzehren."

Der Diener nahm das Kind, und als er Herrn Gualtieri berichtete, was seine Gattin gesagt hatte, staunte dieser über ihre Standhaftigkeit und schickte den Diener mit der Kleinen nach Bologna zu einer Verwandten, die er bat, sie sorgfältig zu erziehen und auszubilden, ohne ihr jedoch zu entdecken, wessen Tochter sie sei.

Nach einiger Zeit geschah es, daß die Frau von neuem schwanger wurde und zur rechten Zeit ein Söhnlein gebar, was Herrn Gualtieri sehr erwünscht war. Da ihm aber, was er getan hatte, noch immer nicht genug dünkte, sprach er eines Tages, um sie mit noch größerem Schmerz zu verwunden, zornigen Angesichts zu ihr: „Frau, seitdem du diesen Knaben geboren hast, weiß ich mit meinen Leuten in keiner Art mehr auszukommen, so bitter beschweren sie sich darüber, daß ein Enkel des Giannucolo nach mir über sie regieren soll. Daher fürchte ich, wenn ich nicht vertrieben sein will, wieder ähnliches wie früher tun und am Ende dich gehen lassen und eine andere Frau nehmen zu müssen."

Die Dame hörte ihn mit geduldigem Mute an und antwortete nichts weiter als: „Mein Gebieter, sorge nur für deine Ruhe und deinem Wunsche zu genügen, meinetwegen aber mache dir keinerlei Gedanken; denn nichts ist mir lieb, als insoweit ich sehe, daß es dir gefällt."

Wenige Tage darauf sandte Gualtieri in derselben Art, wie er mit der Tochter getan hatte, nach dem Sohn, und auf gleiche Weise machte er seine Frau glauben, daß er ihn getötet habe, während er ihn ebenso wie die Tochter heimlich nach Bologna schickte, um ihn dort aufziehen zu lassen. Auch bei diesem Anlaß verriet die Dame weder in Worten oder in Gebärden ihren Schmerz mehr, als sie bei der Tochter getan hatte,

worüber Gualtieri höchlichst erstaunte und bei sich selbst beteuerte, kein anderes Weib vermöge gleiches zu leisten. Hätte er nicht gesehen, wie zärtlich sie gegen ihre Kinder gewesen war, solange ihm dies gefiel, so würde er geglaubt haben, sie handle so, weil sie sich nichts aus ihnen mache, während er jetzt in ihrem Benehmen ihre Weisheit erkannte.

Seine Untertanen glaubten, er habe die Kinder wirklich töten lassen und tadelten ihn deshalb bitter; wenn sie aber ihn für einen grausamen Mann hielten, so hatten sie mit der Dame das größte Mitleid. Diese jedoch erwiderte den Frauen, die gegen sie über ihre so getöteten Kinder wehklagten, immer nur, sie sei mit allem zufrieden, was dem gefalle, der sie erzeugt habe.

Manche Jahre waren seit der Geburt der Tochter verstrichen, als es Herrn Gualtieri an der Zeit schien, ihre Geduld der letzten Probe zu unterwerfen. Er äußerte daher gegen viele der Seinigen, daß er es auf keine Weise mehr ertragen könne, die Griselda zur Frau zu haben, und daß er jetzt wohl einsehe, wie übel und jugendlich unbedacht er gehandelt habe, als er sie genommen; daß er also mit allen seinen Kräften suchen wolle, sich von dem Papste Dispensation zu erwirken, um eine andere Gattin wählen und Griselda verlassen zu können. Von gar vielen wackeren Leuten wurde er deshalb hart getadelt; allein er antwortete ihnen bloß, daß es einmal so sein müsse.

Als die Dame diese Nachrichten vernahm, war sie gewärtig, in ihr väterliches Haus zurückkehren und vielleicht, wie sie einst getan, die Schafe hüten zu müssen, dabei aber eine andere den besitzen zu sehen, den sie von ganzer Seele liebte; wie sehr sie sich aber auch innerlich darüber betrübte, so schickte sie sich doch,

so wie sie die anderen Kränkungen ertragen hatte, nun an, auch diese mit fester Stirn zu bestehen.

Nicht lange darauf ließ Herr Gualtieri sich erdichtete Briefe einhändigen, als wären sie von Rom gekommen, und machte seine Untertanen glauben, der Papst habe ihm durch diese Dispens erteilt, daß er eine andere Frau nehmen und Griselda verstoßen könne. Deshalb ließ er denn diese vor sich kommen und sprach in Gegenwart vieler zu ihr: „Frau, durch die Erlaubnis des Papstes kann ich eine andere Gemahlin nehmen und dich verlassen, und weil meine Vorfahren Herren von hohem Adel und Gebieter dieses Landes gewesen sind, während die deinen nur Bauern waren, so will ich, daß du nicht länger meine Gattin seiest, sondern mit der Mitgift, die du mir zugebracht hast, nach Giannucoles Haus zurückkehrst; ich aber werde eine andere heimführen, die ich für mich passend gefunden habe."

Als die Dame diese Worte vernahm, hielt sie nicht ohne große, die weibliche Natur übersteigende Kraft und Anstrengung ihre Tränen zurück und erwiderte: „Mein Gebieter, ich habe immer erkannt, daß meine geringe Geburt zu Eurem Adel auf keine Weise paßt, und was ich im Verhältnis zu Euch gewesen bin, das habe ich immer als Eure und Gottes Gabe erkannt, niemals aber für ein Geschenk angesehen und mir zugeeignet, sondern es stets nur als geliehen erachtet. Es gefällt Euch nun, es zurückzufordern, und mir muß es gefallen und gefällt es, Euch dasselbe zurückzugeben. Hier ist Euer Ring, mit dem Ihr mich geehelicht habt; nehmt ihn zurück. Ihr befehlt mir, daß ich die Mitgift mit mir nehme, die ich Euch zugebracht; zu dem Zwecke werdet weder Ihr eines Zahlmeisters noch ich einer Börse oder eines Saumrosses bedürfen; denn es ist mir nicht

entfallen, daß Ihr mich nackt erhalten habt. Und wenn es Euch geziemend dünkt, daß dieser Leib, in dem ich Eure Kinder getragen habe, von jedermann gesehen werde, so will ich nackend wieder fortgehen. Doch ich bitte Euch, zum Lohn für meine Jungfrauschaft, die ich Euch zubrachte und die ich nicht mit hinwegnehme, daß es Euch gefalle, daß ich wenigstens ein einziges Hemd über meine Mitgift mit hinwegnehmen darf."

Gualtieri, der mehr Lust hatte zu weinen als zu etwas anderem, beharrte in strenger Gebärde und sagte: „So nimm denn ein Hemd mit!"

Alle, die umherstanden, baten ihn, daß er ihr wenigstens ein Kleid schenken möge, damit man diejenige, die dreizehn Jahre und länger seine Gemahlin gewesen, nicht so armselig und schmählich im Hemde aus dem Hause scheiden sehe. Allein die Bitten waren umsonst, und so verließ die edle Frau im Hemde, barfuß und ohne irgend etwas auf dem Kopfe, nachdem sie alle Gott empfohlen hatte, sein Haus und kehrte unter den Tränen aller, die sie sahen, zu ihrem Vater zurück.

Giannucole aber, der es nie hatte glauben können, daß Gualtieri in Wahrheit seine Tochter als Frau behalten wolle, und der diesem Fall täglich entgegensah, hatte ihre alten Kleider ihr aufgehoben, wie sie an dem Morgen, da Gualtieri sich mit ihr vermählte, sie abgelegt hatte. Diese brachte er ihr, und sie legte sie wieder an und übernahm aufs neue die kleinen Dienstleistungen im väterlichen Hause, die sie einst zu tun gehabt hatte, den furchtbaren Schlag des feindlichen Geschicks mit starker Seele ertragend.

Nachdem Gualtieri so getan hatte, gab er gegen seine Leute vor, er habe die Tochter eines Grafen von Panago zur Braut erwählt, und schickte, während er großartige

Vorbereitungen zur Hochzeit traf, nach Griselda, daß sie zu ihm komme.

Als sie kam, sagte er zu ihr: „Ich stehe im Begriff, die Braut heimzuführen, die ich neuerdings erwählt habe, und gedenke sie bei ihrer ersten Ankunft zu ehren. Nun weißt du, daß ich im Hause keine Frauen habe, die die Zimmer auszuschmücken verständen. Du kennst diese häuslichen Angelegenheiten besser als sonst wer; bringe du also alles in Ordnung, was hier nötig ist, und laß die Damen dazu einladen, die du denkst, und empfange sie dann, als wärst du die Frau vom Hause; nachher, wenn die Hochzeit vorüber ist, kannst du nach Hause zurückkehren."

Wiewohl diese Worte ebensoviele Messerstiche für das Herz der Griselda waren, da sie der Liebe, die sie für ihn hegte, nicht ebenso wie dem Glücke hatte entsagen können, so antwortete sie doch: „Mein Gebieter, ich bin willig und bereit." Und so kehrte sie mit ihren Kleidern von grobem Romagnatuche in dasselbe Haus zurück, das sie kurz zuvor im Hemde verlassen hatte, fing an, die Gemächer auszukehren und in Ordnung zu bringen, die Teppiche aufzuhängen, über die Bänke in den Sälen Decken auszubreiten, die Küche zu bestellen und nicht anders, als wäre sie eine geringe Magd des Hauses, an alles Hand zu legen; auch gönnte sie sich nicht eher Ruhe, als bis sie alles so besorgt und ausgerichtet hatte, wie es sich geziemte. Nachdem sie darauf in Gualtieris Namen alle Damen der Umgegend hatte einladen lassen, erwartete sie das Fest. Als der Hochzeitstag gekommen war, empfing sie, so ärmliche Kleider sie auch trug, doch mit dem Mut und dem Anstand einer Edelfrau und mit heiterem Gesicht alle Damen, die zur Hochzeit herbeikamen.

Gualtieri, dessen Kinder in Bologna sorgfältig im Hause des Grafen von Pagano, seinem Verwandten, erzogen worden waren, hatte inzwischen, als die Tochter zwölf Jahre alt und das schönste Geschöpf war, das man je gesehen hatte, der Sohn aber sechs Jahre zählte, nach Bologna geschickt und seinen Verwandten gebeten, daß es ihm gefalle, mit seiner Tochter und seinem Söhnlein nach Saluzzo zu kommen; auch möge er für eine schöne und ehrenvolle Begleitung Sorge tragen und zu jedermann sagen, daß er die Jungfrau dem Gualtieri als Gemahlin zuführe, ohne irgendwen erraten zu lassen, wer sie sei.

Der edle Mann hatte gehandelt, wie der Markgraf gebeten, und gelangte, nachdem er sich auf den Weg gemacht, in einigen Tagen mit der Jungfrau, ihrem Bruder und einer stattlichen Begleitung um die Stunde des Imbisses nach Saluzzo, wo er alle Einheimischen und viele Nachbarn aus der Umgegend versammelt fand, um Gualtieris neue Gemahlin zu erwarten. Als diese von den Damen empfangen und in den Saal gelangt war, wo die Tische gedeckt waren, trat Griselda, so wie sie war, ihr freudig entgegen und sagte: „Willkommen sei meine Gebieterin!“

Die Damen, die Gualtieri vielfach, aber umsonst gebeten hatten, daß er entweder Griselda in ihrer Kammer bleiben lassen oder ihr eines von den Kleidern leihen möchte, die einst die ihrigen gewesen waren, damit sie nicht in solchem Anzuge vor seinen fremden Gästen erschiene, wurden nun zu den Tischen geführt, und man fing an, sie zu bedienen. Von jedermann wurde die Jungfrau betrachtet, und alle Welt sagte, daß Gualtieri einen guten Tausch gemacht habe; vor allen aber lobte Griselda sowohl sie als ihren kleinen Bruder.

Gualtieri, dem es schien, als habe er nun von der Geduld seiner Gattin soviel Proben gesehen, als er nur irgend wünschte, glaubte (da er wahrnahm, daß der Wechsel der Dinge sie nicht im mindesten veränderte, obwohl er gewiß war, daß dies nicht aus geistiger Beschränktheit geschehe, denn er hatte sie als äußerst verständig erkannt), daß es nun an der Zeit sei, sie von den bitteren Gefühlen zu erlösen, die sie, wie er wohl erachtete, unter ihrem unveränderten Antlitz verborgen hielt. Deshalb ließ er sie in Gegenwart aller zu sich rufen und sprach lächelnd: „Nun, was dünkt dir von unserer neuen Gemahlin?"

„Mein Gebieter," antwortete Griselda, „mir dünkt viel Gutes von ihr, und ist sie so verständig, wie sie schön ist, so zweifle ich durchaus nicht, daß Ihr als der zufriedenste Herr von der Welt mit ihr leben werdet. Doch, soviel ich kann, beschwöre ich Euch, erspart ihrem Herzen die Stiche, die die andere, die einst Euer war, von Euch erhielt; denn ich glaube kaum, daß sie dieselben zu ertragen vermöchte, teils weil sie jünger ist, teils auch, weil sie in Weichlichkeit erzogen wurde, während jene von kleinauf in beständigen Mühen gelebt hatte."

Als Gualtieri sah, daß sie fest dafür hielt, jene solle seine Gattin werden, und dessenungeachtet in allen Stücken nur gut von ihr redete, ließ er sie sich neben ihn setzen und sagte: „Griselda, es ist endlich Zeit, daß du die Frucht deiner langen Geduld erntest und daß diejenigen, die mich für grausam, ungerecht und vernunftlos erachtet haben, nun erkennen, daß, was ich auch tat, für einen vorausgesehenen Zweck berechnet war, nämlich dich zu lehren, Frau zu sein, sie aber, eine solche zu wählen und zu behandeln, und mir selbst, solange ich

mit dir zu leben hätte, beständige Ruhe zu bereiten. Als ich mich entschloß, eine Frau zu nehmen, hatte ich große Furcht, daß mir dies nicht gelänge, und das war der Grund, weshalb ich, um dich zu prüfen, in so vielfacher Art, wie du weißt, dir wehe tat und dich verletzte. Weil ich aber niemals gesehen habe, daß du in Worten oder Taten dich von meinen Wünschen entfernt hättest, und überzeugt bin, daß ich durch dich das Glück erreichen kann, das ich begehrte, so gedenke ich, dir auf einmal alles wiederzugeben, was ich dir einzeln zu vielen Malen raubte, und durch höchste Freude die Wunden zu heilen, die ich dir zufügte. So empfange denn freudigen Mutes diese, die du für meine Braut hieltest, und ihren Bruder als deine und meine Kinder. Sie sind dieselben, die du in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung seit lange grausam von mir ermordet wähntest, und ich bin dein Gemahl, der dich über alles liebt und glaubt, sich rühmen zu können, daß kein anderer lebt, der gleich mir Ursache hat, sich seiner Gattin zu freuen."

Nach diesen Worten umarmte und küßte er sie, und während sie vor Freuden weinte, stand er mit ihr vom Tische auf und ging dorthin, wo die Tochter ganz erstaunt über alles, was sie hörte, saß. Zärtlich umarmten beide sowohl sie als ihren Bruder und enttäuschten sie und alle anderen, die gegenwärtig waren, aufs freudigste.

Fröhlich erhoben sich die Damen von den Tischen und traten mit Griselda in ein Gemach, wo sie unter günstigeren Vorbedeutungen sie ihres schlechten Anzuges entkleideten und ihr eines von ihren eigenen reichen Gewändern anlegten, dann aber sie als Edelfrau, die sie, selbst in Lumpen gehüllt, geblieben war, in den Saal zurückführten. Hier erfreute sie sich ihrer Kinder un-

aussprechlich; jeder andere war froh über dies Ereignis, und Freude und Festlichkeit verdoppelten sich und währten noch mehrere Tage lang; den Gualtieri aber hielt man von nun an für einen weisen Mann, wiewohl man die Proben, denen er seine Gattin unterworfen hatte, für hart und unerträglich achtete. Vor allen aber wurde Griselda für verständig gehalten.

Der Begleiter der Kinder, Graf von Panago, kehrte nach einigen Tagen nach Bologna heim, und Gualtieri nahm nun den Giannucole von seiner Arbeit und richtete ihn ein, wie es seinem Schwiegervater geziemte, so daß er geehrt und mit großer Freude lebte und sein Alter bei ihm beschloß. Später vermählte Gualtieri seine Tochter mit einem Manne von hohem Stande und lebte lange und glücklich mit Griselda, die er stets, so hoch er nur konnte, in Ehren hielt.

Was sollen wir nun hier anders sagen, als daß auch in die Hütten der Armen göttliche Geister vom Himmel niedersteigen, so wie es in Häusern der Könige solche gibt, die würdiger wären, Schweine zu hüten als über Menschen zu herrschen! Wer außer Griselda hätte, nicht bloß mit trockenen, sondern mit heiteren Augen die rauhen und nie zuvor erhörten Proben zu bestehen vermocht, denen Gualtieri sie unterwarf? Diesem aber wäre es vielleicht wohlverdienter Lohn gewesen, wäre er auf eine getroffen, die, als er sie im Hemde aus dem Hause verjagte, sich von einem anderen ihr Pelzchen so hätte schütteln lassen, daß ihr ein schönes Kleid daraus entstanden wäre!

Die Erzählung des Dioneo war zu Ende, und viel hatten die Damen, die eine nach dieser, die andere nach jener

Richtung hin, die eine dies tadelnd, die andere damitzusammenhängendes lobend, darüber gesprochen, als der König den Blick zum Himmel erhob, und da er sah, daß die Sonne schon zur Abendstunde niedersank, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, also zu sprechen begann:

„Ihr reizenden Damen, die Weisheit der Sterblichen besteht, wie ihr vermutlich wißt, nicht allein darin, des Vergangenen sich zu erinnern oder das Gegenwärtige zu erkennen, sondern von den verständigsten Männern wird das für die größte Weisheit erachtet, zu wissen, aus dem einen und dem anderen von jenen beiden das Zukünftige vorauszusehen. Wie ihr wißt, sind es morgen vierzehn Tage, daß wir Florenz verließen, um zur Erhaltung unserer Gesundheit und unseres Lebens uns einige Erheiterung zu gewähren und dem Trübsinn, dem Schmerz und der Angst zu entgehen, die man in unserer Vaterstadt, seitdem diese traurige Pestzeit begann, beständig vor Augen hat. Dies haben wir nun, meinem Urteile nach, in allen Ehren getan. Denn habe ich recht zu beobachten gewußt, so ist trotz allen den lustigen und vielleicht die Sinnenlust aufregenden Geschichten, die hier erzählt sind, trotz unserem fortwährenden guten Essen und Trinken, trotz Spielen und Singen — was doch alles Dinge sind, die schwache Gemüter vielleicht zu minder ehrbaren Dingen verlocken könnten — mir doch keine Gebärde, kein Wort, keine Handlung, weder von eurer noch von unserer Seite vorgekommen, die zu tadeln wären; vielmehr schien alles, was ich sah und hörte, mir nur von stetem Anstande, steter Eintracht und steter brüderlicher Vertraulichkeit zu zeugen.

„Ohne Zweifel ist mir dies um eurer und meiner Ehre

und um unseres gemeinsamen Nutzens willen gar lieb; damit aber nicht etwa durch die lange Vertraulichkeit entstehe, was zum Verdrusse ausschlagen könnte, und damit niemand Grund habe, unser zu langes Verweilen zu bekritteln, so wäre ich der Meinung, daß es, da jeder von uns seinen Anteil an der Ehre der Krone, welche noch bei mir ruht, gehabt hat, angemessen wäre, jetzt dahin wieder zurückzukehren, von wo wir geschieden sind. Überdies könnte, wenn ihr alles wohl erwägt, unsere Gesellschaft, von der schon mehrere andere Verbindungen hier in der Gegend Kunde erhalten haben, sich leicht auf solche Weise vermehren, daß wir alle unsere Freude daran verlören. Billigt ihr daher meinen Rat, so will ich die mir überlieferte Krone bis zu unserer Abreise aufbewahren, die, wie ich denke, morgen früh stattfinden soll. Wofern ihr aber anders beschlösset, so habe ich schon jemanden im Sinn, den ich für den folgenden Tag krönen möchte."

Lange währte hierüber das Gespräch der Damen und der jungen Männer; endlich aber erkannten sie den Vorschlag des Königs für nützlich und angemessen und beschlossen, so zu tun, wie er gesagt hatte. Er ließ daher den Seneschall rufen, um mit ihm über die Einrichtungen für den folgenden Morgen zu sprechen, entließ die Gesellschaft bis zur Essensstunde und stand auf. Die Damen und die anderen erhoben sich gleichfalls, und nicht anders, als sie es gewohnt waren, überließ sich der eine diesem, der andere jenem Vergnügen.

Als die Stunde des Mahles gekommen war, versammelten sie sich mit großer Lust dazu; nach demselben begannen sie wieder Gesang und Spiel und Reigentanz, und während Lauretta den Reigen aufführte, gebot der

König Fiammetta ein Lied zu singen. Diese hub also zu singen an:

Wenn Liebe ohne Eifersucht sich fühlte,
So weiß ich keine, keine unter allen,
Die, froh wie ich, für glücklicher sich hielte.
Wenn froher Jugend Lust
In dem Geliebten kann entzücken,
Wenn Preis der Taten,
Wenn Mut und kühne Brust,
Wenn Geist und Bitte uns berücken,
Und Rede wohl geraten:
So bin ich die, die auf der Liebe Pfaden
Zu ihrem Wohlgefallen
Aus allem diesen süße Hoffnung fühlte.
Doch weil ich nun erkenne,
Daß manche andre klug sich nenne,
Wie ich, so zag' ich jetzt,
Indem ich nie von Furcht mich trenne,
Für eine andre stets zu gelten brenne,
Die mir die Seele tief verletzt.
Und so wird das, was mich so oft ergötzt,
Zur herbsten Marter unter allen
Und macht, daß seufzend ich mich elend fühle.
Säh' ich so Treue
In meinem Herrn, wie ich Verdienst erblicke,
So fühlt' ich keine Eifersucht;
Doch stets aufs neue
Seh' ich, wie sein Verdienst berücke,
Und hasse, die dadurch versucht.
Dies quält mich so, daß ich den Tod gesucht,
Und jede, die ihn anschaut mit Gefallen,
Erschreckt mich, daß ich ihn gefangen hielte.

Sei jede denn ersucht von Gottes wegen,
Daß sie danach nicht trachte,
Mit dieser Schmach mich nicht verletze:
Denn wäre eine so verwegen,
Daß sie mit Wort und Blick die Glut entfachte,
Damit sie sich an meiner Schmach ergötze:
Fürwahr, gewahrt' ich ihre Netze,
Und würf' sie in mein Antlitz ihre Krallen,
Ich würde sorgen, daß sie Reue fühlte.

Als Fiammetta ihren Gesang beendet hatte, sprach Dioneo, der neben ihr stand, lächelnd: „Madonna, Ihr würdet die Damen alle sehr verbinden, wenn Ihr ihnen ihn offenbartet, damit Euch nicht etwa aus Unwissenheit sein Besitz geraubt würde, da Ihr Euch deshalb so sehr erzürnen wollt."

Hiernach sang man noch andere Lieder, und als die Nacht schon mehr als zur Hälfte verstrichen war, begaben sich alle, wie es dem König gefiel, zur Ruhe.

Sobald der neue Tag erschien, erhoben sie sich, während der Seneschall alle ihre Sachen bereits vorausgesandt hatte, und kehrten unter der Anführung des verständigen Königs gen Florenz zurück. Hier verließen die drei jungen Männer die sieben Damen in Santa Maria Novelle, von wo sie mit ihnen ausgereist waren, nahmen von ihnen Abschied und gingen ihren anderen Vergnügungen nach; jene aber kehrten, als es ihnen an der Zeit schien, in ihre Wohnungen zurück.



SCHLUSS DES VERFASSERS.

Edle Frauen und Jungfrauen, zu deren Erheiterung ich mich einer so langen Mühe unterzogen habe, ich glaube unter dem göttlichen Beistande, der mir, wie ich denke, auf eure mitleidigen Bitten, nicht aber für mein Verdienst geschenkt wurde, das nun vollständig erfüllt zu haben, was ich im Eingang des gegenwärtigen Werkes zu tun verhieß. Indem ich hierfür zuerst Gott und dann euch Dank sage, habe ich der Feder und der ermüdeten Hand nunmehr Ruhe zu gewähren. Ehe ich ihr jedoch diese bewillige, gedenke ich auf einige Sächelchen, welche vielleicht irgendeine oder auch ein anderer von euch gegen mich vorbringen könnte, als auf unausgesprochene Fragen kurz zu antworten; denn mir scheint es durchaus keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese meine Arbeit kein besonderes Vorrecht vor den anderen Dingen genießt, vielmehr erinnere ich mich, im Eingang zum vierten Tage schon erwiesen zu haben, daß sie es nicht tut.

Vielleicht werden einige unter euch sein, welche behaupten, ich habe beim Niederschreiben dieser Erzählungen mich zu großer Freiheit bedient, wenn ich die Frauen Dinge sagen und noch viel öfter anhören ließ, die gesitteten Frauen weder zu sagen noch zu hören recht geziemen will. Dies leugne ich jedoch, weil es nichts so Unehrbares gibt, daß es, mit ehrbaren Worten vorgetragen, für irgendwen ungeziemend sei; solche Ausdrücke glaube ich aber ganz zweckmäßig und gut gewählt zu haben. Doch setzen wir auch, dem sei so — denn ich beabsichtige nicht, mit euch zu hadern, da ihr mich doch nur besiegen würdet —, so sage ich, daß mir Gründe genug bei der Hand sind, um zu antworten,

warum ich so getan habe. Zuerst hat, wenn sich dergleichen in der einen oder anderen Geschichte findet, die Natur der Erzählungen dies erfordert, von welchen einsichtsvolle Leute, die sie mit verständigem Auge betrachten, deutlich erkennen werden, daß sie nicht anders erzählt werden konnten, wollte ich sie ihrer wahren Gestalt nicht völlig berauben.

Und ist vielleicht dennoch in diesen Geschichten hin und wieder ein Wort oder eine Schilderung freier als gerade nötig, die irgendeiner Betschwester nicht nach ihrem Sinne sind, weil sie mehr Gewicht auf die Worte legt als auf die Taten und mehr bemüht ist, gut zu scheinen, als es zu sein: so behaupte ich, daß es für mich nicht unanständiger ist, sie geschrieben zu haben, als es im allgemeinen für Männer und Frauen ungeziemend ist, wie sie doch täglich tun, die Worte: Spalt und Keil, Mörser und Keule, Loch und Pflock und andere dergleichen zu gebrauchen. Überdies muß meiner Feder nicht weniger Freiheit erlaubt sein, als dem Pinsel des Malers, der ohne allen, wenigstens ohne gerechten Tadel Sankt Michael die Schlange mit Schwert oder Lanze und Sankt Georg den Drachen überallhin verwunden läßt, wo es ihm gefällt, ja sogar auch unseren Herrn Christus männlich und Eva weiblich bildet, und der selbst ihm, der zum Heil des Menschengeschlechts am Kreuze sterben wollte, die Füße bald mit einem, bald mit zwei Nägeln an jenem befestigt. Sodann aber kann man auch leicht erkennen, daß alle diese Dinge weder in der Kirche, von deren Angelegenheiten man nur mit ehrfurchterfülltem Gemüt und Worten reden soll (wiewohl unter ihren Geschichten sich noch ganz andere, als die von mir erzählten sind, in Menge finden), noch auch in den Schulen der Weltweisheit, wo die Ehrbar-

keit nicht weniger als anderswo nottut, erzählt sind, noch auch an irgendeinem Ort unter Geistlichen oder Philosophen, sondern in Gärten und an Orten des Vergnügens und unter Leuten, die, obwohl noch jung, doch schon reif und durch Erzählungen nicht mehr zu verleiten waren, und das in einer Zeit, wo es selbst den Anständigsten nicht ungeziemend schien, mit den Hosen über dem Kopf die Flucht zu ergreifen, um sich selbst zu retten.

Wie diese Erzählungen nun auch seien, allerdings können sie gleich allen anderen Dingen je nach Beschaffenheit des Zuhörers schaden oder nützen. Wer weiß nicht, daß der Wein nach Cinciglione, Aesculap und vielen anderen für die Lebenden heilbringend und dennoch dem schädlich ist, der das Fieber hat! Sollen wir darum, weil er den mit dem Fieber Behafteten schadet, sagen, daß er schlecht sei? Wer weiß ferner nicht, daß das Feuer so höchst nützlich, ja, den Sterblichen unentbehrlich ist! Sollen wir nun darum, weil es Häuser, Dörfer und Städte verzehrt, sagen, daß es schädlich ist? Die Waffen verteidigen in gleicher Weise das Heil derer, die friedlich zu leben wünschen, wie sie häufig die Menschen töten; nicht jedoch, weil sie an sich böse wären, sondern durch Schuld derer, die sie auf bösliche Weise anwenden. Kein verdorbener Sinn verstand jemals ein Wort in der richtigen Bedeutung; und wie einem solchen die ehrbaren Worte nicht nützen, so können auch diejenigen, die nicht ganz ehrbar sind, den wohlgearteten Sinn nicht mehr beflecken, als der Schmutz die Sonnenstrahlen oder die irdische Unreinigkeit die Schönheit des Himmels.

Welche Bücher, welche Worte, ja, welche Buchstaben sind heiliger, erhabener und ehrwürdiger als die der

Heiligen Schrift? Und doch hat es Menschen genug gegeben, die durch ein falsches Verständnis derselben sich und andere ins Verderben gestürzt haben. Jedes Ding ist an sich zu irgend etwas gut; schlecht angewendet aber kann es zu vielem schädlich sein, und eben dies sage ich von meinen Geschichten. Wer schlechten Rat oder schlechte Tat aus ihnen schöpfen will, dem werden sie es nicht wehren können, wenn sie dergleichen vielleicht in sich tragen oder verdreht und gemißdeutet werden; wer aber Nutzen und Frucht von ihnen begehrt, auch dem werden sie diese nicht vorenthalten, und, werden sie nur zu den Zeiten und von den Personen gelesen, für die sie erzählt wurden, so wird sicher niemand sie für anders als nützlich und anständig halten oder erklären können. Wer Paternoster zu sagen oder seinem Betbruder Blutwurst oder Pfannkuchen zu bereiten hat, der lasse sie liegen; sie laufen niemand nach, um sich von ihm lesen zu lassen, obwohl auch die Frommen mitunter wunderliche Dinge sagen und tun.

Desgleichen wird es andere geben, die sagen, es seien einige unter diesen Geschichten, von denen es besser wäre, sie wären nicht darunter. Zugegeben! Allein ich konnte und durfte nur diejenigen aufschreiben, die erzählt wurden; so brauchten denn nur die Erzählenden schönere vorzutragen, und ich hätte schönere aufgeschrieben. Wollte man aber auch voraussetzen, daß ich zugleich der Erfinder und Schreiber derselben sei, was ich nicht bin, so sage ich, daß ich mich nicht schämen würde, wenn nicht alle schön sind; denn außer Gott wird kein Meister gefunden, der alles schön und vollendet machte. Auch Karl der Große, der der erste Stifter der Paladine war, konnte deren nicht so viele schaffen, daß er nur aus ihnen ein Heer hätte bilden können.

In der Menge der Dinge müssen sich verschiedene Eigenschaften derselben finden.

Kein Feld war je so wohl bestellt, daß sich in ihm nicht Nesseln, Disteln oder einige Dornsträuche unter die besten Kräuter gemischt fänden. Überdies wäre es, da ich zu einfachen Mädchen, wie ihr der Mehrzahl nach seid, zu reden hatte, Torheit gewesen, hätte ich lange umhersuchen und mich abmühen wollen, um außerordentliche Dinge zu erfinden und große Sorgfalt darauf verwenden wollen, sie mit aller Gemessenheit zu erzählen. Indessen möge doch, wer in diesen Geschichten liest, diejenigen liegen lassen, die ihm anstößig sind, und nur die lesen, welche ihn ergötzen. Sie tragen, um niemand zu täuschen, an der Stirn gezeichnet, was sie in ihrem Schoß verborgen hatten.

Mancher, glaube ich, wird ferner sagen, daß einige darunter zu lang sind; diesem antworte ich, daß, wer etwas anderes zu tun hat, eine Torheit begeht, diese Geschichten zu lesen, wären sie auch noch so kurz. Denn ist auch viele Zeit vergangen, seitdem ich anfing zu schreiben, bis zu dieser Stunde, wo ich an das Ende meiner Mühe gelange, so habe ich darum doch nicht vergessen, daß ich diese meine Arbeit den Müßigen und keinen anderen dargeboten habe; dem aber, der nur zum Zeitvertreib liest, kann nichts zu lang sein, wenn es nur bewirkt, wozu es ihm dienen sollte. Die Kürze der Schreibart ist weit angemessener für Studierende, die nicht die Zeit zu vertreiben, sondern vielmehr sie nützlich anzuwenden bemüht sind, als für euch Frauen, denen alle die Zeit übrig ist, die ihr nicht auf die Freuden der Liebe verwendet. Überdies mußte ich zu euch, deren keine nach Athen, nach Bologna oder nach Paris ging, um zu studieren, weitläufiger reden, als

zu denen, die durch Studien ihren Geist geschärft haben.

Auch zweifle ich nicht, daß es solche geben wird, die sagen, in das Erzählte seien zuviel Geschwätz und Possen eingestreut und es stehe einem geprüften und ernsten Manne übel an, also geschrieben zu haben. Diesen bin ich zu danken verpflichtet und tue dies hiermit, weil sie, von löblichem Eifer bewogen, um meinen Ruf zärtlich besorgt sind. Auf ihren Einwand aber antworte ich also: ich gestehe, daß ich ein geprüfter Mann bin und oft in meinen Tagen geprüft wurde. Darum aber sage ich zu denen, die mich nicht selbst geprüft haben, daß ich keineswegs gewichtig erfunden, sondern vielmehr so leicht bin, daß ich auf dem Wasser schwimme. In Anbetracht aber, daß wir die Predigten, die die Mönche halten, um in den Menschen Gewissensbisse ob ihrer Sünden zu erwecken, heutzutage fast alle so voller Wortspiele, Possen und Narrheiten sehen, habe ich gemeint, daß dergleichen auch in meinen Geschichten, die geschrieben wurden, um den Frauen die üble Laune zu vertreiben, nicht am unrechten Ort wären. Sollten sie jedoch zuviel darüber lachen, so kann das Klagelied des Jeremias, die Passion des Heilands und die Geschichte von der Buße der heiligen Magdalena sie leicht davon heilen.

Wer möchte endlich daran zweifeln, daß auch deren sich finden werden, die behaupten, ich hätte eine spitze und giftige Zunge, weil ich an einigen Stellen von den Mönchen die Wahrheit sage? Denen, die so reden werden, muß man verzeihen, denn es ist nicht zu glauben, daß ein anderer als ein guter Grund sie dazu bewegt. Auch sind die Mönche gute Leute, die um der Liebe Gottes willen die Mühseligkeiten meiden, mit gesammeltem Wasser mahlen und nichts wiedersagen; und

wäre nicht der Umstand, daß sie alle etwas bockig riechen, so stünde ihre Sache noch weit erfreulicher. Ich bekenne jedoch, daß die Dinge dieser Welt keinerlei Bestand haben, sondern in stetem Wechsel begriffen sind, und so könnte es denn auch mit meiner Zunge geschehen sein. Zwar traue ich meinem eigenen Urteil nicht und meide dieses in meinen Angelegenheiten nach Kräften; allein noch ist es nicht lange, daß eine Nachbarin mir sagte, ich hätte die beste und sanfteste Zunge von der Welt; und in der Tat, als dies geschah, waren nur noch wenige von den obigen Geschichten zu schreiben. Weil aber diejenigen, die so reden, mit Feindschaft urteilen, so will ich, daß ihnen das Gesagte zur Antwort genüge.

So lasse ich denn nun eine jede reden und glauben, was ihr gefällt; mir aber dünkt es an der Zeit, meine Rede zu schließen, indem ich demütig dem danke, welcher nach so langer Mühe mich mit seiner Hilfe zu dem ersehnten Ziele geführt hat. Ihr aber, anmutige Damen, bleibt nun mit seiner Gunst in Frieden und erinnert euch meiner, wenn der einen oder der anderen von euch vielleicht in etwas zum Frommen gereichen sollte, diese Geschichten gelesen zu haben.

Hiermit schließt der zehnte und letzte Tag des Buches, genannt „Decameron“ und beigenannt „der Hauptkuppler“.





INHALT









Die Übersetzung von Boccaccios Decamerone besorgte Heinrich Conrad, den Druck Poeschel & Trepte, Leipzig, die Gravüre-Kupferdrucke nach den Originalkupfern der Ausgabe von 1757 J. B. Obernetter, München. Von dieser Ausgabe wurden 100 Exemplare für die Mitglieder der Vereinigung „Die Hundert“ auf Velin von Van Gelder mit dem Hundertzeichen, weitere 100 Exemplare auf gleichem Velin mit dem Wasserzeichen „Boccaccio“ für die Luxusausgabe abgezogen



